Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Achtes Bändchen

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1847.

Verlag von Lampart & Comp.

Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Sechstes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1847.

Verlag von Lampart & Comp.

C. Fiegl gez. Gedr. bei Minsingerin München L. Möglich gest.

„Mütterlein, liebes Mütterlein, o weine nicht!“

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Der
Sohn der Griechin.

Eine Erzählung
für
christliche Jugend und christliches Volk.

Von dem Verfasser
des Buches vom ewigen Juden.

Mit einem Vorworte
von

Dr. Joh. Evang. Stadler,
Domkapitular in Augsburg.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1847.
Verlag von Lampart & Comp.

Gedruckt bei Albrecht Volkhart.

Vorwort.

Wie in einem fruchtbaren Garten durch die von Gott in die Natur gelegte schaffende Kraft verschiedene Blumen, Pflanzen und Kräuter hervorsproßen, welche den Menschen theils nothwendig theils nützlich sind, theils zum Vergnügen dienen; so ist es auch in dem geistigen Garten Gottes und Seiner heiligen Kirche. Denn wie dort am dritten Schöpfungstage durch das Allmachtswort des Herrn (Gen. 1, 11) der Keim für die kommenden vielen Millionen von Bäumen, Blumen, Pflanzen und Kräutern sammt ihren unzähligen Gattungen, Arten und Unterarten in die Erde gelegt wurde; so ist hier durch den heiligen Geist, den der Herr in die Welt sendete, der Keim gelegt worden für die vielen und verschiedenartigen Erzeugnisse, die in geistigem

Gebiete zu verschiedenen Zeiten hervorsproßen, und welche Alle zur Ehre Gottes so wie zum Besten der Menschen dienen können, wenn anders das Erdreich, dem sie entsproßen sind, vom guten Willen befruchtet und nicht dem Geiste der Lüge dienstbar ist.

So ein Erzeugniß im Garten Gottes ist auch das vorliegende Büchlein, welches ich nach dem Wunsche des Verlegers in die Welt einführen soll. Es ist ein bescheidenes Blümchen, das in einer kleinen Ecke des Gartens hervorkeimte und wohl damit zufrieden ist, wenn es nur diesem oder jenem kindlichen Gemüthe, welches sich damit beschäftiget, ein unschuldiges Vergnügen gewährt und auf diese Weise sich sagen kann, daß es nicht ganz nutzlos geblüht hat. Und dieses ist von dieser kleinen Erzählung um so mehr zu erwarten, da der Inhalt derselben nicht blos den Verstand mit nützlichen Kenntnissen bereichert, sondern auch das Herz anregt, sich der göttlichen Lehre des Christenthums zu freuen, in welchem der stolze Philosoph Alciphron, der hier als „der Sohn der Griechin" die Hauptperson bildet, nach vielen Irrfahrten endlich seine Ruhe und den Frieden gefunden hat, den er sonst nirgends hatte finden können. Und wie wünschenswerth ist eine solche Anregung, sie mag wo immer herkommen, besonders in unseren Tagen, in welchen von verschiedenen Seiten wieder so viele Feinde gegen das Christenthum sich erheben

und im stolzen Wahne sich auflehnen gegen den Herrn und Seinen Gesalbten!

Der noch jugendliche talentvolle Verfasser dieser Erzählung, L. M., lebt in einer kleinen Stadt unseres lieben Vaterlandes in sehr bescheidenen Verhältnissen und hat schon ein Paar anziehende Erzählungen geliefert, von welchen die Eine unter dem Titel: „Das Buch vom ewigen Juden, oder Morgen- und Abendland" bei dem nemlichen Verleger erschienen ist, und vielen Beifall gefunden hat, die Andere aber: „das Leben eines Heimathlosen" nächstes Jahr in gleichem Verlage erscheinen wird.

Auch die vorliegende Erzählung ist sehr anziehend, und wenn sie auch hie und da etwas breit gehalten ist, so wird der Leser dafür durch die blühende, lebendige Sprache, welche in derselben vorherrscht, hinreichend entschädiget. Uebrigens zeigt der Verfasser große Belesenheit und guten redlichen Willen, der aus dem ganzen Büchlein hervortritt und so manche kleinere Mängel gerne übersehen läßt, die ja in jedem menschlichen Werke sich finden und hier um so leichter zu entschuldigen sind, da der Verfasser als Autodidakt angesehen werden muß, der, was er ist, größtentheils aus sich selbst geworden ist. Jedenfalls kann dasselbe den bessern Jugendschriften, die in unsern Tagen erschienen sind, angereiht werden. Dieß war denn auch der Grund, der mich bewogen hat, den wiederholt geäußerten Wünschen des Verlegers

zu entsprechen und das Büchlein mit diesem kurzen Vorworte in die Welt zu begleiten. Möge dasselbe eine glückliche Reise machen und dem Verfasser recht viele gute Freunde erwerben, die er nach seinen guten Gesinnungen und redlichen Bestrebungen, der Welt aus Liebe zu Gott nach Maßgabe der ihm anvertrauten Talente zu nützen, gewiß verdient!

Augsburg, den 27. September 1846.

Dr. Joh. Evang. Stadler

Domkapitular.

Erstes Kapitel.

Die Wohnung am Meere.

Zitternd brachen sich die Strahlen der untergehenden Sonne in den Wellen des Meeres, welches die Insel Creta, heut zu Tage Candia genannt, umschließt; oben dehnte sich der tiefblaue Himmel, unten das wellenschlagende, den Himmel wiederspiegelnde Wasser aus, dessen Wogen, vom leisen Windeshauche bewegt, das lachende Eiland umströmten. — Fischer kehrten mit schwerbeladenen Barken vom Tagewerke zurück; ihr heiterer, lebensfroher Gesang hallte vom Echo der Uferfelsen gebrochen in manigfaltigen Klängen wieder.

In reizender Abgeschiedenheit von den zerstreuten Wohnungen der Fischer lag nicht weit vom Meeresstrande im Schatten hoher Pinien und Feigenbäume eine einfache Hütte, deren prunkloses Aeußere eben nicht auf glänzende Vermögensumstände der Bewohner schließen ließ.

Und so war es auch; denn der kleine Garten, der um die ländliche Wohnung lag, bildete mit seinen Blumen und Früchten das einzige Besitzthum der Bewohnerinn der Hütte und ihres einzigen Sohnes.

In der Umgegend war sie allgemein unter dem Namen „die schöne Gärtnerinn“ bekannt, und kein Fest,

sollte es nun harmlose Fröhlichkeit des genügsamen Völkchens, oder gottesdienstliche Feier zu Ehren der Götter verkünden, wäre vollkommen gewesen, wenn die Blumen und die Kränze, welche die kunstreiche Hand Lesbya's — so hieß die Frau —, gewunden hatte, nicht das Ihrige zur Verzierung und zum Schmucke desselben beigetragen hätten.

Der einzige Sohn der Gärtnerinn hieß Alciphron, und der fröhliche Knabe bildete die einzige Freude seiner Mutter, deren stiller Trübsinn von den Nachbaren geachtet wurde. Niemand hatte sie in den wenigen Jahren, die sie auf der Insel zugebracht hatte, je lächeln, Jedermann aber sehr oft schon weinen gesehen.

An dem herrlichen Abende, den oben die schwache Feder zu schildern versuchte, saßen die Beiden, saßen Mutter und Sohn unter dem Schatten eines uralten Feigenbaumes, der sich vor der Thüre der Hütte erhob; Netze zum Fischfange strickte die Mutter, und treulich half ihr ihr Söhnlein, so sehr es in seinen Kräften stand. Die Verfertigung der Netze bildete keinen unbedeutenden Erwerbszweig der kleinen Familie, und weit und breit standen die Netze der Gärtnerinn im Rufe der Tadellosigkeit.

Mit mütterlichem Stolze blickte die Mutter auf ihren Sohn, dessen treuherzigen Reden sie mit Aufmerksamkeit lauschte, und dessen kindliche Liebe bei ihr einen Gram zu zerstreuen schien, der sichtbar, ach nur zu sichtbar, auf allen Theilen ihres edlen Antlitzes ausgeprägt war.

Wie sie so beisammen saßen, schien plötzlich ein ungeheurer Schmerz das Herz der Griechinn zu ergreifen, denn Thränen, heiße Thränen rieselten über ihre blei-

chen Wangen, und ein schwerer Seufzer hob ihre bange Brust.

„Mütterlein, liebes Mütterlein! o weine nicht, habe ich dir denn etwas zu Leide gethan? Ich will es nicht mehr thun, verzeihe es mir, und trockne deine Thränen; sage mir doch, warum du weinest?!“

So rief der Knabe ein Mal über das andere Mal aus; er streichelte dabei der Mutter schmeichelnd die marmorbleichen Wangen, und fuhr in seiner Rede fort, als die Weinende nicht sogleich Antwort auf seine kindlichen Fragen gab.

Endlich nach einer Pause begann die Mutter: „Sahst du nicht neulich Irene, die Fischerinn? Sie lag todt auf ihrem Lager, du halfest mir, die gute Dahingeschiedene mit Kränzen schmücken. — Die freundliche Frau wird nicht mehr bei ihren Kindern seyn können, die sie so sehr liebten, und siehe, mein lieber Sohn! es könnte leicht bald der Tag kommen, wo auch ich so daliege in meiner Kammer, und du, lieber Alciphron, keine Mutter mehr hast; dieß war es, was mir Thränen ausspreßte, denn was sollte dann aus dir, der vaterlosen und dann auch der Mutter beraubten Waise werden?“

Der Knabe hatte während ihrer Rede sein Netz fallen lassen, hatte die Hände gefaltet, und blickte so traurig und wehmüthig in das Antlitz seines Mütterchens, als sähe er sie schon mit allen Blumen des Gärtchens geschmückt, todt und ohne Leben da liegend, den langen Schlaf schlafend, von dem man auf Erden nicht mehr erwacht.

„O liebe Mutter! nicht sterben, o nicht scheiden von deinem Alciphron!“ so rief er schmerzbewegt aus und umschlang die Mutter, als fürchte er, sie würde

ihm entrissen werden. „O verlasse mich nicht, Mutter, bleibe bei mir; liebst du mich denn nicht mehr, daß du in diesen Stunden an's Scheiden denken kannst?“

Gerührt von der Liebe ihres Kindes, von der sie schon oft innige Beweise erhalten, die Balsam für ihr wundes Herz waren, umschlang die Mutter den Sohn, preßte ihn heftig an's Herz, als fürchte sie, jetzt schon von ihm getrennt zu werden, jetzt schon die Welt verlassen zu müssen. — „Nein, lieber Alciphron,“ sprach sie, „ich will nicht scheiden; die guten Götter, die Allwaltenden, sie werden mich nicht von dir nehmen, lebe gut, und sie werden dir deine Mutter gewiß noch lange erhalten!“

Und hoch auf jubelte der Kleine bei ihren Worten und erzählte ihr alle seine kleinen Begebenheiten, um die Wolken von ihrer Stirne zu verscheuchen. Schon längst war der Mond aufgegangen und bestrahlte die Beiden; Leuchtkäfer schwirrten durch die Luft, stille Ruhe herrschte, nur manchmal von dem Geschrei eines See-Vogels oder dem Ruderschlage eines verspäteten Fischers unterbrochen; Mutter und Sohn verließen die Bank und begaben sich zur Ruhe, und tiefes Schweigen lag bald über der Wohnung der Guten.

Schon wurde erwähnt, daß Lesbya erst wenige Jahre auf Creta weilte. Sie war als Fremde, als Schutzbedürftige erschienen, und Niemand wußte woher. Ihr einziger Begleiter war ihr Knabe, damals fast noch Kind, gewesen; doch das gutmüthige Völkchen der Insel kümmerte sich wenig oder gar nicht um die Vergangenheit der Frau, die sich ihnen bald durch viele freundliche Dienstleistungen unentbehrlich zu machen wußte. Sie hatte die einsame Wohnung am Meeresufer gekauft,

und hier lebte sie in stiller Häuslichkeit mit ihrem Sohne; doch die Fischer sahen sie oft am Meeresufer stehen und gedankenvoll in die Ferne blicken, als erwarte sie von dort her über die schweigende, unermeßliche Wasserfläche Jemanden, der ihr irgend eine ersehnte Botschaft bringen sollte.

Damals war das liebliche Eiland, wie das ganze paradiesische Griechenland noch heidnisch. — Das sonst so verständige und weise Volk dachte sich eine Menge Götter und Göttinnen von menschlicher Gestalt, nur weit schöner und weit lasterhafter, als Menschen sind. Wer könnte diese Götter alle nennen? Für jede Tugend hatten die Griechen eine besondere Gottheit, so wie für jedes Laster; in jedem Aehrenfelde glaubten sie eine Gottheit verborgen, welche die nährende Frucht erschaffe; bei jeder Quelle ahnten sie eine verborgene Nymphe, die den erquickenden Strahl ausgieße, und in jedem Baume, glaubten sie, müsse eine freundliche Dryade wohnen, welche Schatten und labende Frucht für den schmachtenden Wanderer bereit hielte, so wie ihnen in den Wäldern Pan mit den ziegenfüßigen Satyren lauschte, den einsamen Wanderer durch ein unvermuthetes Gelächter erschreckend. — Und so ist die Menge der Götter nicht zu zählen, welche die schaffende Phantasie der Griechen und anderer Völker erschuf.

Fast jedes Volk der damaligen Zeit hatte seine Göttersagen, die oft von denen anderer Völker weit verschieden waren. Zur Zeit unserer Erzählung war Jesus Christus schon vor mehr als zweihundert Jahren auf Golgatha für die Sünder aller Länder gestorben und hatte die sündige Menschheit durch seinen blutigen Opfertod mit seinem göttlichen Vater versöhnt; doch das Ge-

meingut Aller waren seine beseligenden Lehren damals noch nicht geworden.

So waren, wie gesagt, die Griechen, wie mit wenigen Ausnahmen fast alle Völker des Alterthums, Heiden; über den Werken, welche ihnen zeigen sollten, daß nur ein Gott sei, vergaßen sie den Schöpfer, der dies alles aus Nichts hervorgebracht hat; sie verwandelten die Herrlichkeit des unwandelbaren Gottes in menschliches Thun und Treiben, vergötterten Menschen, und betrachteten die Befriedigung der niedrigsten Lüste für Gott wohlgefällig. Und so waren denn auch die tugendhafte Lesbya und ihr Söhnlein Alciphron noch Heiden, denn auch sie schmachteten noch in den Ketten und Banden des Götzendienstes.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung.

Der Knabe wuchs heran und wurde täglich kräftiger an Körper, täglich verständiger an Geist. — Die Fischer, die Bewohner der benachbarten Hütten, nahmen ihn mit in das Meer hinaus; er lernte schwimmen, untertauchen, und holte eine ins Wasser geworfene Münze bald vom Grunde herauf.

Da gab man ihm ein Ruder, an der Seite eines alten Fischers, zu dem seine Mutter am Meisten Zutrauen hatte, bestieg er das Boot, hinaus ging es ins Meer, hinaus in die blaue unermeßliche Flut, und der

kecke Knabe stand wie ein Mann an des Lehrmeisters Seite; er lernte das Ruder handhaben, und die verderbendrohende Woge mit scharfem Schlage brechen; er lernte, die Wirbel und Brandungen der gefährlichen, felsigten Küste vermeiden, und, umgeben von Gefahren aller Art, ein sicheres Auge und kaltes Blut behalten.

Alciphron saß hoch auf dem Maste, schaute weit über Meer und Land, an den Strand sah er hinab von der Höhe, sah hin, wie die Hütten und die Bäume des Ufers scheinbar vorbeitrieben. Die Fischer hießen ihn merken auf den Flug der Sturm verkündenden Vögel, auf den Zug der Wolken, auf das Wehen des Windes, und brachen dann endlich die Stürme aus in unbezähmbarer Wuth, bogen dann die heransausenden den Mast bis in das schäumende Wasser, da, in solchem Augenblicke sah ihm der alte Fischer oft prüfend in das Angesicht. Doch der Knabe blickte festen und kecken Auges dem todbrohenden, schrecklichen Orkan entgegen, und erfreut rief der alte Fischersmann: „Glück auf, Glück auf, mein kühner Junge! Du bist würdig, dem meerbeherrschenden Seegotte Neptunus, der die Wogen und die Wasser lenkt, zu dienen als braver Schiffer alle Tage deines Lebens."

Und war der Tag vollbracht, war die Sonne hinuntergesunken in das Meer, war die Fischerbeute des Tages getheilt, hatte auch der Knabe einen Theil davon erhalten, dann ging es heim, fröhlich heim zur Mutter, die ihren braven Sohn ängstlich an der Thüre ihrer Hütte zu erwarten pflegte. — O selige Tage, wo der Maienthau der Jugend noch auf dem Leben liegt, und der glühende Samumwind des Unglückes und der

Lasterhaftigkeit die Blüthe der Jugend, der Unschuld noch nicht geknickt hat.

Wie wiegt sich der Knabe so fröhlich im Schifflein des Daseins, und jeder Augenblick, der vorübergleitet, ist ein neuer Windstoß in des Lebens und der Freude hochaufgeblähte Segel, der das Schifflein näher rückt dem zauberisch winkenden Strand. — O Jugend, o Kindheitsalter! herrlich duftende Blumenkrone auf den goldenen Locken des sprossenden Geschlechtes, welche Wonne gleicht der deinigen! Hoffnung leitet den Knaben, bietet ihm bei jedem Ungemach den Becher aus dem Strome der Vergessenheit, und gräbt jede Freude mit nie verlöschenden Zügen der Erinnerung in seine Brust.

Der alte Fischer hatte einen Sohn, der alljährlich eine größere Küstenfahrt nach den Meeresstädten und Seehäfen Griechenlands machte; er kam eines Tages wieder, lustig flatterten die Bänder an dem längst verwelkten Kranze, der grünend am Tage der Abfahrt an dem Maste gehangen hatte, und jetzt mit neuen Bändern vermehrt an der alten Stelle prangte.

Frohlockend grüßten ihn die Nachbarn nah und fern, ein Fest wurde begangen, feierlich die Bildsäule des Neptuns, des Meergottes, festlich auch jene des windebeherrschenden Aeolus geschmückt.

Stolz saß der alte Fischersmann an der Seite seines wackern Sohnes, stolz auf den kräftigen, stattlichen Jüngling; er erzählte ihm die kleinen Begebenheiten, die sich während seiner Abwesenheit zugetragen, er erzählte von seinem jungen Begleiter zur See, von Alciphron.— Der Sohn, welcher Niceas hieß, meinte, morgen muß ich wie alljährlich, seine Mutter, die gute Frau, doch

auch besuchen, möchten die allwaltenden Götter, möchte vor allem Fortuna, die Göttin des Glückes, geben, daß meine Nachrichten, die ich auf ihren Wunsch auf meiner Reise eingezogen habe, ihr Herz freudiger stimmen mögen, als die Nachrichlen vergangener Jahre zu thun pflegten.

Aber Fortuna, die Göttin des Glückes, erfüllte den Wunsch der guten Menschen, welche einer bessern Religion werth gewesen wären, nicht, denn als Niceas andern Tages aus der Wohnung Lesbya's trat, schüttelte er wehmüthig den Kopf und meinte: „Bei Jupiter, dem Beherrscher des Weltalls! ich weiß nicht, was mir das Herz über fremdes Leid so schwer macht, und doch wer möchte an meiner Stelle nicht auch traurig sein? Theilnehmend theilte ich dem guten Weibe mit, daß ich wieder keine Spur von dem gefunden habe, über dessen Leben, über dessen Aufenthalt sie unterrichtet zu sein wünscht. — Sie weinte nicht, sie klagte nicht, bloß leises Zittern überflog ihre abgehärmte Gestalt, ihre blasse Wange wurde noch bläßer, und kaum vermochte sie mit leiser, schwacher Stimme mir den Dank für meine, ach leider wieder vergeblich gewesenen Anstrengungen in dieser Sache auszusprechen. — Doch was kümmert mich fremdes Leid, die Zeiten sind so schlecht genug, und wer nicht eigenes Leid zu tragen hat, dessen Herz, wenn es höher schlägt bei dem Namen „Vaterland, Freiheit," möchte bluten, denn die Freiheit ist verloren, und Griechenland, das Land, das Heldenthaten so viele erzeugt hat, es liegt jetzt in Sklavenketten unter der Herrscherhand der Kaiser von Rom."

Doch bald entschlug sich der muntere Fischer so trauriger Gedanken, die mit seinem heitern Wesen so

seltsam kontrastirten; ein lustiges Fischerliedchen pfeifend ging er längs der Buchten des Meeres hin, bald war aus seiner Seele alle Sorge, das Leid der Frau, des Vaterlandes Schmach verschwunden über den sonnigen Tagen, die ihm in ihrer Jugendschöne im Leben winkten.

Und es ward Abend; die Sonne, die auf des Fischers Munterkeit und auch auf das Leid vieler Tausende auf Erden niedergeblickt hatte, war untergegangen, um andern Tages aufs Neue die Laufbahn zu beginnen, die ihr der allmächtige Gott bei ihrer Schöpfung vorgezeichnet hatte.

Vor der Hütte Lesbya's saß sie selbst, sie, die man vor wenig Jahren noch die schöne Gärtnerinn geheißen; ach diese wenigen Jahre hatten von ihrer Schönheit nur noch wenige Spuren zurück gelassen, denn ihre Wangen waren nun blaß, eingefallen; sie glich eher einem Meigerwerke der Bildhauerkunst, das der Meisel eines Künstlers aus weißem Marmor gebildet, als einer menschlichen Gestalt, in welcher noch frisches, warmes Blut rinnt und Leben ist.

Wie beim Beginne dieser Erzählung, so saß auch jetzt ihr Sohn, saß Alciphron an ihrer Seite; hatten Jahre zerstörend auf die Mutter gewirkt, so hatten selbe in reichem Maße dem Sohne das Feuer und die Kraft des Jünglinges ertheilt. Seine vom Sonnenbrande gebräunten Wangen zeigten von mancher ertragenen Beschwerde, und sein blitzendes Auge sprach kühnen Muth und Entschlossenheit aus. Doch heute schien er nachdenkend, fast traurig zu sein; manchmal blickte er scharfen, prüfenden Blickes in das Auge der Mutter, als wollte er in ihren dunklen Augensternen so manches le-

sen, was die Lippen der Theuern bisher geheimnißvoll vor ihm verschwiegen hatten.

Er schien endlich des Schweigens Last nicht mehr ertragen zu können, denn er begann mit leisem Tone zu ihr gewendet: „Es sind jetzt wohl sechs Jahre, daß ich mich der jährlichen Rückkehr des Nachbars Niceas erinnern konn; jedes Jahr besuchte er dich, jedes Jahr redetest du lange geheimnißvoll mit ihm, doch auch jedes Mal fand ich dich, hatte er dich verlassen, trübsinnig und in tiefe Schwermuth versunken.

„Und doch, wenn mich Jemand auf Erden traurig machen könnte, Niceas, der stets Fröhliche, Muntere, Lustige, das wäre der Mann dazu nicht. O liebe Mutter! dich scheint schwere Traurigkeit zu drücken; ich bin bald stark genug, um hinausziehen zu können in die Welt, und Nachrichten dir zurück zu bringen, die besser sein werden als jene, welche dir Niceas immer bringt, denn dein Alciphron wird keine Mühe scheuen, um das traurige Leben seiner lieben Mutter aufzuheitern und ein Lächeln auf das Antlitz der so sehr Geliebten zu zaubern. Theile mir also mit, was schon seit Jahren deinen Schmerz bildet, und Mutter! du sollst sehen, daß sich dein Sohn deines Vertrauens nicht unwerth zeigen wird.“

Lesbya war sichtbar überrascht durch diese Rede ihres Alciphron, doch schon seit langer Zeit hatte sie diesen Augenblick erwartet. Und dennoch kämpfte sie in ihrem Innern einen harten Kampf; es schien, als ob sie alte Wunden, die schon bei der leisesten Berührung schmerzten, nicht aufs Neue aufreißen wolle durch die Gewalt der Erinnerung. — Doch gerührt von der Herzlichkeit und theilnehmenden Liebe ihres Sohnes schien sie

endlich seinem Verlangen nachgeben zu wollen; hat sich doch das Herz des Unglücklichen, in allen Zeiten, in allen Welttheilen, nach einem theilnehmenden Freunde gesehnt, ihm das Leid, das den eigenen Busen zu schwer belastet, zu klagen, und das alte Sprichwort „Getheilte Freude ist doppelte Freude, getheilter Schmerz ist halber Schmerz“ hat sich ja immer bewährt. Die Mutter umfaßte ihren Sohn mit einem Arme, strich ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit die leicht vom Windeshauch bewegten dunklen Locken aus der Stirne und begann dann:

„Nicht an diesen Ufern erblicktest du zuerst das Licht der Welt, nicht diese Meereswogen mit ihrem sanften Murmeln wiegten deine Kindheit in den Schlummer. — Oft und Vieles habe ich dir zu verschiedenen Zeiten von Rom, vom ewig herrlichen Rom, von der Kaiserstadt erzählt, von welcher aus die Weltreiche alle regieret werden.

„O wie herrlich funkelten im Sonnenscheine ihre zahllosen Paläste, ihre vierhundert Tempel, ihr mit Gold gedecktes Kapitolium, ihr Pantheon! — Dort gibt es kein Meer; ein Fluß, die gelblichte Tieber, vertritt dort die Stelle der unermeßlich blauen Wasserfläche, die hier sich vor deinen Blicken ausbreitet; auf dem trüben Strome gleiten die Schiffe hinunter nach Ostia, dem Hafen am Meere, und bringen von dort wieder herauf die Erzeugnisse der dem Reiche angehörenden Länder, oft aber auch die weither geführten Schätze, die Beute aus den eroberten Königreichen und aus dem Raube der gefallenen Städte.

„Diese unermeßlich große Stadt ist dein Geburtsort, in ihr war dein Vater Senator, Mitglied des römischen Stadtmagistrats, dessen Oberhaupt nur der

Kaiser ist. — O welch hoher, herrlicher Mann war dein Vater, und du, armer Knabe, du hast ihn nie gekannt; er war voll Geist und Gemüth, alle seine Bekannten achteten, liebten und schätzten ihn, und sein Rath war oft von wohlthuender Wirkung auf das allgemeine Wohl der Stadt gewesen.

„Sein Vater, dein Großvater, der schon seit lange in die Unterwelt hinabgestiegen ist, hatte einen Jugendfreund in Athen, der Hauptstadt Griechenlands, und ich, ich bin dessen Tochter, dessen einziges Kind. — Einmal kam dein Vater nach Athen, er sah mich, und innig war die Freude der Väter, der Freunde, als ihre Kinder, als wir beide vor dem Altare des Gottes der Ehe verbunden wurden. — Mein Vater überlebte nicht lange die Trennung von mir, als ich meinem Gatten nach Rom in seine heimathliche Stadt gefolgt war; die Mutter hatte ich nie gekannt.

„Jahrelang lebte ich glücklich an deines Vaters Seite in Rom, du, lieber Alciphron und deine jüngere Schwester, welche Alethea hieß, machten unsere höchste Freude aus. — O welch' selige Tage waren dieß! Doch neidvoll sahen die Götter auf die Staubgeborenen, auf unser Glück; ach, sie nahmen es uns, Unglück brach herein, es stürzte von allen Seiten auf uns und begrub das Glück, die Zufriedenheit einer Familie.

„Dein Vater hatte viele Freunde, oft kamen sie auf Besuch zu uns, besonders einer, ein naher Verwandter deines Vaters, der Flavius hieß. — Würde dein Vater kinderlos gestorben sein, wäre er in den Besitz unseres sämmtlichen großen Vermögens gekommen. — Oft sah er auf mich und meine Kinder mit

bösen, tückischen Blicken, sichtbar ging es dem Verschwender, dessen eigenes Vermögen längst dahin war, nahe ans Herz, daß er nicht Besitzer unseres Gutes werden konnte.

„Dein Vater war oft sehr traurig und tiefsinnig, in noch höherem Grade aber ernst und nachdenkend; er las oft und mit großem Nachdenken in den heiligen Rollen, welche die Göttersagen enthalten. Oft schüttelte er dann wortlos den Kopf, schloß sich ohne Speise, ohne Trank Tage lang ein, blieb auch wohl Stunden lang bei einem seiner Bekannten, dessen ernstes Wesen eine unwillkührliche Ehrfurcht einflößte.

„Bald ging aber das Gerücht in Rom, jener Freund sei Mitglied einer geheimen Gesellschaft, die man Christen oder Nazarener nannte; die Kaiser hatten schon oft gestrebt, sie mit Feuer und allen Martern mit allen den Ihrigen zu vertilgen, und sich alle Mühe gegeben, jene Verbindung, die sie Verrath nannten an Vaterland und Glauben, auszurotten.

„Nun durchschaute ich das Treiben deines Vaters in letzter Zeit; ich merkte, daß er wohl selbst in jene Verbindung zu treten suche, in jene Verbindung, die die Kaiser so sehr verfolgten, und auf deren Theilnahme Tod und Einziehung alles Vermögens des Schuldigen gesetzt war.

„Ich bat den theuren Gatten, ich beschwor ihn bei allem, was ihm lieb und theuer sei, bei den Häuptern seiner Kinder und der Asche seiner Väter und Ahnen, abzulassen von dem gefährlichen Bunde und mehr bedacht zu sein auf unser Wohl und unsere Sicherheit, uns nicht dem Elende preis zu geben, und sich nicht selbst dem Schwerte des Henkers zu überliefern.

„Mit trübem Ernste hörte mein Gatte meinen Reden zu, und tiefe Traurigkeit, aber auch feierliche Begeisterung lag in seinen Worten, als er zu mir sprach: „Liebes Weib! ich bin nicht Mitglied jener geheimnißvollen Verbindung, jetzt noch nicht, du hast aber Recht, wenn du der Meinung bist, daß ich es vielleicht werden könnte, und ich glaube auch dich, theure Gattinn, und unsere lieben Kleinen noch zu bewegen, in jene hochherrliche, in überirdischer Glorie strahlende Verbindung einzuführen."

„Ich sank beinahe zu Boden, den reiche persische Teppiche bedeckten; unsäglicher Schrecken, entsetzliche Angst bemächtigte sich meiner, ich umfaßte dich, lieber Alciphron und deine Schwester Alethea, mein Theuerstes auf Erden, und sprach: So bist auch du verführt, auch du, der stets treue und gütige Gatte und Vater; du willst also mich und deine unschuldigen Kleinen dem Elende preisgeben! O wohl, nur zu wohl hatten die Kaiser Recht, gegen eine Verbindung zu wüthen, die den Mann von der Gattin reißt, und die glücklichsten Familien von dem Gipfel irdischer Glückseligkeit in den Abgrund des Elendes und der Noth schleudert. — O ich bitte, ich beschwöre dich, höre nicht auf die lockenden Zaubertöne der Verführer, o folge mir, entsprich meinen Bitten, lebe wieder mir, lebe deinen Kindern, lebe für Rom, das die höchsten Ehrenstellen deinen Händen anvertraut hat.

„Gerührt hörte mich mein Gatte an, er setzte sich an meine Seite und erzählte, wie er in jene so sehr verfolgte Verbindung gekommen, er erzählte des Herrlichen vieles von seinen Freunden; alles, was er sagte, klang so sanft, so süß, nur Liebe, Friede und Unschuld

athmete das Ganze, und gerne lieh ich mein Ohr der neuen Lehre, die nichts von Götterzorn und Götterrache enthielt.

„Er sprach von dem Stifter jener Gesellschaft, einem erdgebornen Gottessohne, der fromm lebte, fromm lehrte, fromm starb, und sterbend seinen Mördern, die ihn qualvoll tödteten, verzieh. — Und unter fernen Palmen Palästinas stehe sein Grab, doch seine Lehre gehe von Thal zu Thal, erweiche harte Herzen, lege zur Versöhnung Feindeshand in Feindeshand, und baue auf versöhnter Erde ein Reich des Friedens und nicht der Kriege und des Mordes, unähnlich jenem Römerreiche, welches mit dem Blute von Millionen, von Roms Kriegern und den Schwertern der Legionen gefüget und gekittet war.

„„Noch kenne ich nicht vollständig die Lehre, fuhr dein Vater fort, doch geahnet habe ich in einsamen Stunden sie schon lange; sie ahnet, wie ich glaube, jedes guten Menschen Herz. Sie wird kommen überall hin, sie schwebt mit den Taubenflügeln des Friedens überall hin, hin über alle Höhen, kein Land ist zu ferne für sie, und wenn über den Gräbern der für diesen Glauben Gestorbenen längst Bäume grünen, und der Wind in ihren Blättern säuselt, o dann herrschet durch die ganze Welt der einige Glaube, der einige Friede.

„„O, ihr glücklichen Geschlechter, ihr, die ihr trinket den Strahlenkelch der reinen Religion, seid mir gegrüßt; ich aber will mit redlichem Herzen und unverwandtem Auge den Himmelsglanz suchen und der Gottheit menschliche Boten hören.““

„Dein Vater schwieg, und ich, die noch vor Kurzem Thränen des Mitleidens über ihn, den Verführten,

geweint hatte, ich fühlte mich selbst wunderbar bewegt, und nimmer, nimmer werde ich jene begeisterten Reden, nimmer jene Stunde vergessen, deren Anfang Angst und Schmerz, deren Schluß aber so selige Gefühle in mir erweckte.

„Länger noch hätte ich gerne den lebendigen Worten deines Vaters zugehört, doch er wurde in Geschäften abgerufen. Kaum war er fort, so trat mit verstörter Miene einer seiner Senatsgefährten, ein würdiger, redlicher und guter Mann ein und fragte hastig nach meinem Manne. Als ich ihm dessen Aufenthalt nicht angeben konnte, setzte er sich rasch an den Schreibeschrank, schrieb schnell auf ein Papyrusblatt mehrere Zeilen, bat und beschwor mich, wenn ich meinen Gatten liebte, ihm selbes so bald als möglich und ohne Säumen zu übergeben, und alle meine Diener auszusenden und ihn aufsuchen zu lassen, denn unser Aller Wohl hänge davon ab, daß der Vater jene Zeilen noch heute bekomme; er selbst wolle sich alle Mühe geben, den Abwesenden selbst noch sprechen zu können.

„In tödtlicher Angst harrte ich auf die Ankunft meines Gatten; die Knie zitterten mir, kaum konnte ich ihm entgegeneilen, als er endlich gegen Abend unter dem Vortritte vieler Sklaven die Straßen, die zu unserm Palaste führten, heranschritt, denn für ein schwaches Weib waren der Aufregungen an diesem Tage doch fast zu viele gewesen.

„Endlich faßte ich mich, hastig eilte ich ihm entgegen, übersah seine freundlichen Grüße und übergab ihm die Rolle, die mir so viele Angst gemacht hatte. Er öffnete, er las und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht; er lehnte sich an eine Säule und war einige Zeit in

stummes Nachdenken versunken. Ich ahnte Schreckliches, überströmend und reichlich floßen meine Thränen, sie sind ja des Weibes einzige Waffe, und glücklich war ich damals, denn ich konnte noch weinen; nun aber hat die Zeit die Thränenquelle vertrocknet, und der Schmerz nagt nun um so mehr an meinem Herzen.

„Er aber hatte sich gefaßt und sprach: Theures Weib! gebiete deinen Thränen, wir müssen fort aus Rom, flüchten noch heute; unserm Verwandten Flavius gelüstet nach unsern Gütern, er hat erfahren, daß ich schon einige Mal die Versammlung der Nazarener besucht habe, und mich deßwegen beim Senate als Verächter der Götter und als Mitglied jener verbotenen Gesellschaft angegeben. Gerne würde ich den Tod sterben, den das Gesetz darauf setzt, doch noch bin ich nicht aufgenommen in den Bund der Christen, und dich und meine Kinder kann und will ich nicht verlassen. — Flüchte du mit Alciphron nach dem heidnischen Griechenlande, ich muß noch bleiben, doch verspreche ich dir, in Bälde nachzufolgen. — Hastig packte er das Nothwendigste für uns zusammen und ließ ein Boot auf der Tieber von unsern Sklaven bemannen, die mich an die Meeresküste bringen sollten. Dann schrieb er einen Brief an einen bewährten griechischen Freund, in dessen Hause ich seine Ankunft abwarten sollte, denn er hielt nicht für gut, daß ich mich nach Athen begeben sollte. — Willenlos ließ ich alles mit mir machen, was er für gut und den Umständen angemessen hielt, doch neues Entsetzen ergriff mich; schon einige Tage her lag dein Schwesterlein gefährlich erkrankt darnieder, und zu gefährlich war es und zu bedenklich, sie in solchen Umständen eine Reise machen zu lassen. Der Vater versprach aber für das

Kind bestens zu sorgen, und trieb mich auf das Schnellste zur Abreise an; ich stieg nach kurzem, wehmüthigen Abschiede in das Boot, welches an unserer Gartentreppe hielt, und schnell ruderten die Sklaven das leichtgebaute Boot den Strom hinunter. — Unbekannt mit der Gefahr deines Vaters und der Angst und Sorge deiner Mutter klatschtest du freudig in die kleinen Hände, als der weiße Schaum der Wasserwogen hoch aufspritzte unter dem kräftigen Schlage der Ruder, und das Boot lustig dahin zog durch den gelblichen Strom.

„Wir erreichten die Küste von Ostia, doch als ich ein größeres Fahrzeug miethen wollte, gewahrte ich mit Entsetzen, daß ich jenen Brief, der mir sichere Aufnahme bei dem Freunde deines Vaters verschaffen sollte, entweder verloren oder in der Eile der Abreise liegen gelassen hatte. Mein Schrecken war groß, noch größer aber wurde er, als bald die Nachricht von Mund zu Mund lief, der Senator Laelius sei noch gestern in Rom verhaftet und, als des Christenthumes angeklagt, in das Gefängniß gebracht, nach seiner entflohenen Gattinn aber schon die schärfste Nachforschung eingeleitet worden.

„Meine treuen Sklaven ahnten den Zusammenhang der Dinge, sie riethen mir, sie alle zu verkaufen und mich sodann auf irgend einer griechischen Insel zu verbergen, um das eigene Dasein zu sichern.

„Ich konnte mich nicht entschließen, die Redlichen, die mir und meinem Gatten stets treu gedient hatten, zu verkaufen wie Krämerwaare; ich entließ sie alle und schenkte ihnen die Freiheit. — Nur von dir begleitet schiffte ich über das Meer, ich kam hieher, die Abgeschiedenheit gefiel mir, die Einsamkeit stimmte zu meinem

Grame, sie versprach mir Sicherheit, und hat sie mir auch wirklich bis jetzt gewährt.

„Was aus deinem Vater geworden, ach ich weiß es nicht; keine, auch nicht die geringste Nachricht erhielt ich über ihn; treue Boten sandt ich aus, zu forschen über sein Leben, oder Nachricht zu bringen von seinem Tode; die Boten kehrten wieder, doch Nachricht von dem Theuern brachte keiner. — Ob er vielleicht vom blutdürstigen Kaiser dem Zorne der Götter geopfert gefallen, ob er durch Flucht oder Rechtsspruch dem Kerker und Blutgerüste entgangen ist, und bei seinem Freunde die Gattinn und den Sohn aufsuchte, ach, ich weiß es nicht! Was aus Alethea, meinem geliebten Töchterlein, geworden, ob es der Wuth der Krankheit unterlegen oder gar vom rachesüchtigen Flavius in die Unterwelt gesandt worden ist, ach, ich weiß es auch nicht. Und doch ist es eben diese sonst so fürchterliche Ungewißheit, die mich bei allem Jammer noch aufrecht erhält, denn noch immer lebt ein Strahl der Hoffnung in meinem Herzen, so lange ich nicht die schreckliche Gewißheit des Todes deines Vaters und deiner Schwester habe.

„Ich habe geendet; vernommen hast du nun, theurer Sohn! was das Herz deiner Mutter so sehr beschwert, Verschwiegenheit brauche ich dir wohl nicht zu empfehlen, denn du wirst die Sicherheit deiner Mutter wohl nicht in Gefahr bringen wollen."

Sie schwieg, auch Alciphron war nicht in der Stimmung, das Stillschweigen sogleich zu brechen; seine heitere Einbildungskraft stellte ihm die Thürme und Zinnen Roms, seine Tempel und Paläste vor; so glaubte er auch, seinen Vater zu sehen, so würde- und weisheitsvoll, wie er sich bisher Jupiter, den obersten der

Götter, vorgestellt hatte. — Dann aber leuchtete wie ein feuriges, hellglänzendes Meteor der seltsame und seine kindliche Einbildungskraft und Gemüthsart so ansprechende Glaube der Christen durch sein Gedankenreich. — Ein Seufzer, ein tiefer, langer Seufzer der Mutter weckte ihn aus seinen Gedanken, zerronnen waren seine Träume, verschwunden Rom, Palast und Tiberufer, unter dem Feigenbaume vor der Hütte am Meeresufer fand er sich, und fragte wie aus schwerem Traum erwachend: „Aber Mutter! hast du nichts mehr von dem seltenen Thun der Menschen gehört, welche unsern Vater in solch ein Elend brachten, und uns selbst hieher zu flüchten zwangen?"

Die Mutter vernahm seine Rede, und laut und heftig rief sie aus: „O alle gute Götter mögen dich beschützen! Hat auch auf dich schon der räthselhafte Glaube seine Zauberkraft ausgeübt; wohl spricht man in der Gegend von manchem verborgenen Bekenner desselben, wohl nennt man ihre Priester sogar mit Namen, doch das Unglück unseres Hauses, die Trennung von Gatte und Kind, vielleicht auch der Tod Beider ist die Schuld dieser Gesellschaft, und sollte ich nach so herben Erfahrungen diejenigen aufsuchen und ihrem Gotte anhängen, die Ursache waren, daß mein häusliches Lebensglück zerstört worden ist? Nein, nein, nie wird dieses geschehen, und auch dich, lieber Alciphron, bitte, ja beschwöre ich, meide diese Menschen; ihre Rede ist mild, ihr Thun gut und löblich, aber siehe, der Kaiser, der Weltherrscher ist gegen sie, und wer will seiner Macht entgegentreten? Sollte das kleine Häuflein der Christen im Stande seyn, etwas gegen ihn auszurichten? Bis jetzt schützt sie ihre Unbedeutsamkeit, doch wehe ihnen,

wenn sie je sich öffentlich zu zeigen wagen sollten, Tod, schimpflicher Tod wäre das Loos aller derjenigen, welche vom Glauben der Väter abtrünnig geworden sind."

„Liebe Mutter!" sprach Alciphron, „verzeihe, wenn ich dich mit meinen kindlichen Fragen betrübt habe, aber ist es denn nicht möglich, daß der Vater dem Gefängnisse entgangen, oder daß überhaupt alles ein bloßes Gerücht gewesen ist? Vielleicht weilt er bei seinem Freunde, oder er lebt wohl gar noch im Besitze aller seiner Ehrenstellen in Rom."

„Wohl ist es möglich," entgegnete die Mutter, „daß er allen Gefahren entging, denn die Zahl seiner Freunde unter den Senatoren und Patriziern Roms war sehr groß, und sie haben sicherlich alle Mittel aufgeboten, ihn zu retten.

„O könnte ich ihn doch wiedersehen, wiedersehen mein Kind, meine theure, geliebte Aletha, deren Name mich stets an meine Mutter erinnert, die auch so hieß. Ich erinnere mich noch, wie sie zum Holzstoße getragen wurde unter dem Weinen und Jammern der Klageweiber, um dort unter den größten Feierlichkeiten verbrannt zu werden, und noch lebt die Erinnerung in mir, wie der herrliche Morgen zu der grauenhaften Scene, der heitere Himmel zu der wirbelnden Rauchsäule ein so seltsames Gegenstück bildete, — eine grauenvolle Erinnerung, und nie habe ich wieder der Verbrennung eines Todten beiwohnen können!"

„Mutter! du sehnst dich nach dem Gatten und der Tochter," sprach Alciphron, „auch ich sehne mich nach Vater und Schwester; ich bin groß und stark, ich selbst will hinausziehen, ich selbst will nach dem verschollenen Vater forschen, ich selbst will den seligen Augenblick

herbeiführen, wo ich sagen kann: Dein Sohn bin ich, Vater, und dein Sohn ist es, der dir hier deine Gattinn, meine liebe Mutter wieder zuführt! O welche Freude wäre es für ihn, wenn er sehen würde, wie ich mit dem Ruder, mit dem Segel, mit Bogen und Pfeilen umzugehen verstehe!"

Die Mutter hatte mit einer aus Schrecken und Freude gemischten Empfindung der Rede ihres kecken, unternehmenden Sohnes gelauscht; sie schilderte ihm nun den Schmerz, den ihr Herz empfinden müßte, wenn er das Mutterhaus verlassen würde, um vielleicht nie wieder zurückzukehren, und wie sie dann einsam, verlassen von Allen, verlassen von Gatten und Kindern, ein traurigeres noch öderes Leben zu führen gezwungen sein werde, und bat ihn zuletzt, sie nicht zu verlassen. Doch bald darauf, als sie die Worte ihres Sohnes reiflicher überlegt hatte, ermunterte sie ihn zur Ausführung seines Vorhabens und bestärkte ihn darin.

Fremdlinge, dachte sie, können nimmer die unendliche Mühe einer solchen Nachforschung so gewissenhaft auf sich nehmen, als der eigene Sohn, und so wurde denn endlich von den Beiden beschlossen, daß Alciphron den Fischer Niceas auf seiner nächsten Küstenfahrt begleiten sollte. Der Knabe bezeigte die lebhafteste Freude darüber; schon glaubte er Vater und Schwester gefunden, er glaubte Beide schon mit der Mutter vereiniget, er glaubte sich selbst schon zu sehen von Stadt zu Stadt auf der bläulichen Fluth fahrend und nach dem Vater forschend.

Hoch jubelte der Knabe überwältigt von der Macht des Augenblickes auf, aber wehmüthig blickte die Mutter auf ihn hin; doch auch in ihre Seele war ja ein

Strahl der Hoffnung gefallen. Wie können, dachte sie, die Götter meinen lieben Alciphron und sein edles Streben erblicken, ohne ihren Beistand zu solch edlem Unternehmen zu geben? Noch lange saßen sie beisammen auf der Bank und besprachen sich über ihre Hoffnungen und ihre Plane; schon war der bittere Abschied vergessen, schon dachten sie nur an das Wiedersehen des Vaters und an eine schönere Zukunft.

Der müde Wanderer vergißt den langen Weg, den er noch zurückzulegen hat, wenn er in weiter Entfernung die Thürme und Spitzen der Stadt erblickt, welche das Ziel seiner Reise ist; er vergißt die Anstrengungen, die er noch zu machen hat, bis der lange Weg zurückgelegt ist, und glaubt sich schon in behaglicher Ruhe in der sichern Herberge; — doch oft kommen noch Gewitter und nöthigen ihn, im schlechtesten Dorfe Halt zu machen; es ist noch ungewiß, ob er je die Stadt erreichen wird, oder ob ihn nicht das Schicksal neckend an ihren Mauern vorüber einen andern Weg führt.

Diesem Bilde war der Zustand Beider zu vergleichen; doch wozu Vergleichungen? Welcher Mensch hat nicht mehr als ein Mal in seinem Leben die neckenden Bilder der Hoffnung erblickt, ohne jemals die Wirklichkeit zu erreichen?

Drittes Kapitel.

Eine Meeresfahrt und ihre Folgen.

Nicht sogleich sollte Schiffer Niceas wieder aufbrechen; mannigfaltig waren die Geschäfte, die ihn auf der heimischen Insel fest hielten, und der Tag konnte noch nicht bestimmt werden, der Alciphron von der Seite seiner Mutter reißen sollte.

Oft ging es noch ins Meer hinaus, denn das Meer ist des Fischermannes Acker, auf welchem seine Früchte gedeihen; oft begleitete Alciphron den alten Fischer bei seinem täglichen Berufe, ihm willig und gerne seinen Beistand leistend; doch ungern gestattete die Mutter die Fahrten, die Alciphron unternahm, und ängstlich sah sie seiner Rückkehr entgegen, denn seit kurzer Zeit hatten Seeräuber diese sonst so friedlichen Meeresküsten sehr unsicher gemacht. Mancher blühende Jüngling war plötzlich verschwunden, mancher Gatte nicht mehr in die Mitte seiner jammernden Familie zurückgekehrt; sie waren von den Piraten fortgeschleppt und als Sklaven an der Küste Italiens verkauft, gezwungen, ein trauriges Dasein fern von Heimath und Weib und Kindern zu führen.

Und wieder fuhren eines Abends der alte Fischer und Alciphron mit ihrem von schuppiger Beute schwer beladenen Kahne nach der heimathlichen Küste hin. — Näher und immer näher rückten, je mehr der Abend hereinbrach, der Uferfelsen düstere Schatten. — Der alte Fischer saß beim Ruder und bedauerte, sich dieses Mal

verspätet zu haben; ihm wurde heute bänglich zu Muthe, ihm fielen alle die gräßlichen Geschichten von Mordthaten und Grausamkeiten der Piraten ein, deren Erzählung am heimathlichen Heerde wohl angenehm zu hören ist, an die man sich aber auf dem Schauplatze der Begebenheiten selbst nur mit einem sehr unheimlichen Gefühle erinnert.

Mit leichtem Segelwenden vermied daher der alte Fischer die nahe, doch unsichere Bai und ruderte, von Alciphron kräftig unterstützt, so schnell es der schwerbeladene Kahn gestattete, dem entfernten Ufer zu, wo des Hüttchens Licht wie ein Leuchtthurm traulich herüber blinkte.

Da glaubte plötzlich Alciphrons jugendlich geübtes, scharfes Gehörorgan in der Ferne Ruderschläge zu hören, deren Geräusch immer näher und näher zu kommen schien, und er machte den alten Fischer darauf aufmerksam; dieser legte die Hand an das Ohr, beugte sich über den Bord des Fahrzeuges hinaus und lauschte ängstlich; plötzlich rief er: „Rudere Knabe, rudere, wenn dir dein Leben lieb ist, denn das sind sicherlich Piraten, und sind sie es, dann gilt es unsere Freiheit oder unser Leben.“ — Rasch stieß er dabei mit dem Fuße das größte der mit Fischen gefüllten Gefäße, um das Fahrzeug zu erleichtern, über Bord.

Obschon von der Anstrengung des Tages sehr ermüdet, ruderten sie doch nun aus Leibeskräften; schnell glitt der Kahn über die glatte Wasserfläche dahin, doch auch immer deutlicher vernahmen sie die Ruderschläge des Schiffes, und manchmal ertönte auch durch die abendliche Stille der Ruf, der ihnen Halt gebot.

Sie achteten auf dieses Gebot wenig; vorwärts, immer vorwärts ging es, so lange es noch einen Anschein gab, den Gefürchteten zu entrinnen, doch immer mehr schwand diese Hoffnung, denn schon sahen sie die dunkle Masse eines Fahrzeuges über das düstere Meer herschweben, und schon konnten sie deutlich die Segel desselben gewahr werden.

Erschöpft an Körperkraft und hoffnungslos ließ der alte Fischer das Ruder sinken und sprach: „Gib dir keine Mühe mehr, lieber Alciphron, wir sind verloren; laß den Bootshacken liegen, den du so zornig ergriffen, unnütze Gegenwehr gegen die Ueberzahl könnte unser Loos nur verschlimmern.“

Wie nun entmuthigt Alciphron die Waffe sinken ließ, und das Fahrzeug fast bewegungslos trieb, da nahte das feindliche mit rascher Eile; ein Stoß, und das schwache Fischerfahrzeug wäre fast umgeworfen worden; mehrere Hacken ergriffen und hielten es fest, kräftige Gestalten sprangen in das ärmliche Schifflein des Schiffers und schwangen die blitzenden Schwerter und staunten, als sie nur einen Knaben und einen schwachen Greis erblickten, denen sie das Wort „Ergebt euch!“ so oft zugerufen hatten.

Sie sahen, daß ihnen keine Gegenwehr geleistet werden konnte, und derjenige der Seeräuber, welcher der Führer zu sein schien, blickte wild auf dem kleinen Raum herum und rief in rauhem Tone: „Was? um diese Nußschale von einem Fischerkahne gaben wir uns so viele Mühe! Bei allen Göttern der Unterwelt, wir haben nichts erobert, als einen alten Kahn und einige Fischer! das sollst du mir büßen, du verruchte Brut.“

„Ach guter Mann!“ flehte der alte Fischer, „schont meiner und dieses armen Knaben; er ist der einzige Sohn einer armen Wittwe, und wo sollen meine Kinder Brod hernehmen, wenn der Vater und Versorger nicht wiederkehrte? Was haben wir euch denn gethan, und ist es denn meine Schuld, daß mein armseliger Kahn kein prächtiges Fahrzeug ist? Ich begehrte nie ein besseres, und dieser schlechte Kahn gewährte bei 50 Jahre einer glücklichen Familie den täglichen Unterhalt; laßt uns ruhig ziehen, und ich will euch den Schrecken verzeihen, den ihr mir altem Manne eingejagt habt.“

„Was faselst du von Verzeihen, alter Narr!“ rief zornig der Piratenhauptmann, „dein Geschick und das dieses jungen Küchleins hier ist schon entschieden, und gleich sollst du es erfahren. Die Körbe mit den Fischen bringt in unser Fahrzeug,“ rief er in befehlendem Tone gegen seine Leute gewendet, den Alten aber bringt zu den Fischen im Meer, dann ein Loch in den Boden des Kahnes, und die Wellen des Meeres werden schweigen über das, was auf dem Grunde ewig verborgen liegt.“ Er machte eine bedeutsame Geberde, eine finstere Gestalt, die sich bisher hinter dem Sprechenden befunden hatte, trat hervor, sie schwang ein breites Schlachtbeil, ein dumpfer Schlag auf den Hinterkopf des alten Fischers, Blut färbte seine Silberlocken, hoch auf spritzten die Wogen, als die Mörder seinen Leichnam in die Fluthen warfen, noch ein gurgelnder Laut, und sie schlossen sich schweigend über dem so schändlich gemordeten Greise.

Mit stierem, vorgequollenem Auge sah Alciphron auf das entsetzliche Schauspiel, als aber der blutbespritzte Mörder auf ihn zuschritt, da ergriff er den Bootshacken und rief mit dem Muthe der Verzweiflung:

„Nahe mir nicht, du blutiger Mörder! berühre mich nicht, ich lasse mich nicht wehrlos schlachten, gleich dem alten Colanus.“

Doch ein Schlag mit der Streitaxt, und weithin in die Wellen flog die schwache Wehre aus des Knabens geballter Faust; im zweiten Momente fühlte er sich auch schon wie mit einer eisernen Faust im Genicke gepackt und in das Piratenschiff geschleppt; einige Beilschläge in den Boden des morschen Kahnes, rasch sprangen die finstern Gestalten der Mörder aus ihm, und das Fischer-Fahrzeug, der Zeuge mancher mühseligen Arbeit, aber auch mancher stillen Freude, sank langsam, über ihm schlossen in immer größer werdenden Kreisen sich drehend die Wogen, und Alciphron, der mit stummem Entsetzen den ganzen Vorgang betrachtet hatte, war es, als versinke mit dem Kahne ein Theil seines Lebens. Und so war es auch; ein Theil des Lebens, die Vergangenheit, sank, und eine neue Zeit, — ob besser ob schlimmer, wer weiß es? — stieg herauf und breitete ihren Schicksalsflügel über den Knaben.

Die Räuber griffen zu den Rudern, unter Singen, das aus ihren Kehlen eher einem Gebrülle glich, unter rohen Scherzen über ihren gefangenen Vogel, wie sie Alciphron nannten, flog ihr Fahrzeug einer entfernten Insel zu, deren unwirthbare Felsen ganz geeignet waren zum Aufenthalte dieses Auswurfes der Menschheit, dieser reißenden Thiere in menschlicher Gestalt.

Zwischen den Klippen dieser Insel hatte das Meer zahllose Höhlen eingegraben, fürchterlich tosten die brandenden Meereswogen an dem Felsenbollwerk, pfeilschnell schoß mit der andringenden Woge das Fahrzeug in einen der unterirdischen Gänge, wo tiefe Finsterniß herrschte;

schon war ein Wagehals, dem die Oertlichkeit genau bekannt war, auf den Felsen gesprungen und hatte dort die Kette des Fahrzeuges an einen der in der Wand befestigten Ringe mit dumpfem Gerassel befestiget; die Ruder ruhten, die Seeräuber erhoben sich, und ihr gellendes Pfeifen übertönte das Geräusch der Meereswogen.

Von oben zeigte sich ein Lichtstrahl, der die grauen Felsenhöhlen und eine Treppe beleuchtete, die in die Steinmassen gehauen war. Die Räuber stiegen aus und führten den noch immer betäubten Knaben die Treppe hinauf in eine geräumige Höhle, aus der verschiedene Thüren führten. Dort brannte lustiges Feuer, derbe, kräftige Gestalten saßen um dasselbe, und sprachen den vollen Weinkrügen treulich zu. Neugierig schauten sie auf die Ankömmlinge und lachten nicht wenig, als sie vernahmen, die einzige Beute der heutigen Fahrt sei das junge Bürschlein und ein Vorrath von Fischen.

Der Jüngste der Schaar, der mit einem Feuerbrande die Stufen der Treppe herauf den Heimkehrenden geleuchtet hatte, grüßte Alciphron mit rohem Gelächter, und meinte, jetzt müsse er doch nicht mehr alle Dienstleistungen verrichten, jetzt sei ja ein jüngerer da, der zu solchem Geschäfte tauge, und ihn wohl ablösen könne.

„Oho!" rief der Befehlshaber der Bande, eine hohe Gestalt in der Tracht und der Waffenrüstung eines römischen Kriegers in Panzer und Sturmhaube, von der lange Federn niederrollten, ein langes Schwert an seiner Seite, „Oho Lupus! bilde dir nicht zu viel ein, junges Wölflein, den jungen Fischerknaben hier erhälst du nimmer zum Gefährten, er bleibt nur wenige Tage, vielleicht gar nur bis morgen hier; solche Bürschlein

werden gut bezahlt, jede, auch die vornehmste Frau wird stolz darauf sein, einen solchen netten Kerl unter ihre Skaven zu zählen; er wird einen hohen Preis gelten, und auf dem Markte zu Smyrna läßt sich vielleicht ein einträgliches Geschäft mit ihm machen."

Die Seeräuber setzten sich um das Feuer; sie aßen, tranken, lachten, sie boten auch Alciphron Speise an, doch dieser hatte sich in einen Winkel gesetzt und weinte bitterlich, und heiße Thränen rollten über seine Wangen. Der alte Fischer, seine liebe Mutter, — alles rannte im bunten Chaos durch seinen Kopf, und es stand lange an, bis er nur einigermassen wieder zur Besinnung kam.

Viertes Kapitel.

Aus früherer Zeit.

Lustige Erzählungen von Abentheuern vergangener Zeiten bildete das Gespräch der Bande, welche aus ungefähr einem Dutzend lasterhafter Menschen bestand. — Alle Länder schienen ihren Auswurf dazu gegeben zu haben, dort das braune Gesicht und die mageren Gestalten der Knoblauch verzehrenden Aegyptier, hier einige Griechen, deren abschreckende, von Leidenschaften aller Art zerrissene Züge auf manche böse That deuteten, und deren böses Gewissen nie zu schlafen schien, denn sie starrten in die Winkel der Höhle, als ob jeden Augenblick ein Rächer ihrer bösen Thaten heraufsteigen

könnte. Bei jedem stärkern Geräusche der Meereswogen fuhren sie zusammen, und als einmal das Geschrei eines Nachtvogels aus dem unterirdischen Gange tönte, griffen sie, Ueberfall fürchtend, nach ihren scharfen Dolchen und sprangen von den Sitzen auf.

Grimmig spotteten darüber der Hauptmann und sein Nachbar, eine Figur, dergleichen Alciphron noch nie gesehen hatte, und die ihm fürchterlicher schien, als die schreckhaftesten Gestalten, die seine Einbildungskraft in bösen Träumen je erblickt hatte.

Jener aber, der so einen schauerlichen Eindruck auf den Knaben machte, war eine riesenmäßige Gestalt, von Knochen, die vollkommen zu solcher Größe paßten; lange, gelbbraune Haare hingen ihm verworren über den Nacken herab und floßen ordnungslos unter seiner Lederkappe hervor; seinen Leib deckte ein eng anschließendes Lederwams mit dergleichen Beinkleidern, die nur bis an die Schenkel reichten, Arme und Beine waren nackt, über die Schulter hing ihm die Haut eines wilden Thieres, welche durch ihre eigenen Tatzen vornen um den Hals des Grimmigen geknüpft war. Sandalen deckten seine Füße, eine Streitaxt und ein Schwert, welches nicht viel länger als die Dolche der Griechen war, hing an einer Eisenkette klirrend an seinet Hüfte.

Seine Züge zeigten einen offenen Ausdruck, und sein blaues Auge blickte ruhig vor sich hin, als spottete es der unruhigen Beweglichkeit der übrigen; sprach er aber heftig, so funkelte es, Blitze zuckten gleichsam über seine Gesichtszüge, und ihr Ausdruck wurde so fürchterlich, daß die Uebrigen schnell ihre Augen zu Boden senkten, als fürchteten sie, ihn anzusehen.

Dieses gefürchtete Mitglied der Bande war bei ihr unter dem Namen „der Teutone" bekannt.

Der Hauptmann, ehemals ein römischer Centurio, der aber hier leichtere Beute zu machen glaubte, als im Römerheere nach blutiger Feldschlacht unter den siegreichen Adlern, erzählte lachend dem Teutonen, wie er vor wenigen Tagen einen reichen Kaufmann aus Syrakus, der sich verzweifelnd seines Lebens und seiner Freiheit gewehrt, mit einem einzigen Stiche in die andere Welt befördert habe.

„Der Kerl," sagte er, „hatte wohl Ursache, sich so verzweifelt zu vertheidigen; von Aegypten, wo er sich Reichthümer erworben, wollte er mit seiner Familie wieder in seine Heimath zurückkehren, aber drunten im Meeresgrunde ist jetzt sein heimisches Land, dort schläft er, sein Weib und seine Töchter sind jetzt beide wieder in Aegypten, aber nicht mehr im stolzen Uebermuthe, den der Reichthum gibt, nein, als Sklavinnen Andern dienend können sie jetzt selbst die Süßigkeiten der Dienstbarkeit erfahren und fühlen. Da ist es ihrem Gatten, ihrem Vater im Meeresgrunde ruhiger zu Muthe; doch der tapfere Mann verdiente auch die Knechtschaft nicht, denn wenn ich nicht mit kampfbewährtem Arme mich ihm entgegengestellt hätte, ihr Memmen hättet zuversichtlich die Flucht ergriffen und dem Syrakuser den Sieg überlassen. Dafür habe ich aber auch einen Namen, wenn gleich einen Namen mit tausend Schrecken bedeckt, heiße Salonius, und die feigen Griechen heißen mich den „blutigen."

Die heftigen Seelenleiden Alciphrons hatten sich in etwas gelegt, und willkommen war ihm Zerstreuung; er horchte auf das Gespräch der Piraten und beobachtete

die Schaar der Bösewichter. „Das ist also Salonius," dachte er erstaunt, als er den gefürchteten Seeräuber seinen Namen nennen hörte, „das ist Salonius, dessen Name wie eine schreckliche Zauberformel alles zähmt, und bei dessen Nennung auch der stärkste Arm wie gelähmt niedersinkt. Das ist Salonius, als der keckste und grausamste aller Piratenanführer bekannt, die je die Meere unsicher machten, von dessen grimmiger Stärke die Griechen so viele Wundersagen erzählen, daß Weiber und Kinder sich voll Entsetzen mit dem Gewande die Augen verhüllen, als könnte der Fürchterliche plötzlich nahen."

Neugierig schaute der Knabe auf den Räuberhauptmann und die Schaar, er gewann es auch über sich, das Antlitz des ihm so fürchterlichen Teutonen fest in's Auge zu fassen, der, in einer Schlacht der Römer mit den Deutschen gefangen, eine kurze Zeit unter der Leibwache der Kaiser gedient hatte, dann aber, durch seine Wildheit allgemein gefürchtet, in Verbindung mit seinem ehemaligen Bekannten Salonius der Schrecken der griechischen Meere wurde.

Die beiden Hauptpersonen fanden heute ein Vergnügen daran, einander Begebenheiten ihres Lebens zu erzählen, und der ehemalige Centurio, der Hauptmann Salonius, erzählte dem Teutonen Folgendes:

„Ich weiß nicht, ob du aus meinem Munde schon jemals gehört hast, daß ich früher, ehe ich den Soldatenstand ergriff, mehr als ein Mal auf dem Amphitheater in dem Coliseum zu Rom als Gladiator gekämpft habe. Heute will ich dir nun aber eines der Ereignisse jener Zeit erzählen, die mich von diesem Berufe abbrachten." Er leerte einen Becher Weines und fuhr dann fort,

während die Seeräuber aufmerksam und neugierig zuhörten. „Längst schon hatte man einen jungen Löwen gefangen und ihn zu einem Kampfspiele aufbewahrt. Nicht mit wilden Thieren, nicht mit Sklaven oder Christen sollte er kämpfen; das freigeborene Thier der Wildniß sollte mit einem freien Sohne des freien Roms kämpfen, und dieser Mann war leider ich selber.

„Ich hatte im Spiele ungeheure Summen, ja mein ganzes Vermögen verloren, noch obendrein beträchtliche Schulden gemacht, und war in jedem Augenblick gewärtig, in das Gefängniß zu kommen. Mehr aber als alles dieses bewog mich, den Kampf einzugehen, daß ich in der Leidenschaft des Spieles eine Kasse angegriffen hatte, die mir als dem ersten der Gladiatoren anvertraut war, und daß ich die genommene Summe bis zu einem gewissen, bestimmten Zeitpunkte ersetzen mußte, wenn ich nicht auf eine entehrende Weise bestraft werden wollte. Nun wurde ausgerufen, daß jener, der nur mit dem Schwerte bewaffnet mit dem Löwen kämpfen wolle, eine namhafte Summe als Belohnung seiner Tapferkeit erhalten sollte. Ich dachte, ist der Sieg auf des Thieres Seite, so sterbe ich eines rühmlichen und ehrenvollen Todes, und erhalte ich bis zu einem bestimmten Zeitpunkte kein Geld, wozu auch durchaus keine Aussicht vorhanden war, so ist mir der Tod ebenfalls sicher und die Schande dazu, und ich wähle also den Kampf."

Neugierig rückten die Piraten zusammen, während sogar der tiefbetrübte und traurende Alciphron mit der gewöhnlichen Elasticität der Jugend nicht umhin konnte, der Erzählung ein aufmerksames Ohr zu leihen.

Salonius fuhr fort: „Der Morgen dämmerte wunderschön herauf, mir aber war es, als ob die ganze Erde mit einem Nebelschleier bedeckt sei. Der Wirth der Herberge, in der ich übernachtete, ein alter, erfahrener Gladiator, gab mir den Rath, ich sollte eine Zeitlang den Kopf zwischen die Füße halten und hindurch sehen, und ich folgte dieser Erinnerung. Lacht nicht darüber, Kameraden, ich fühlte das Blut kräftig in meinen Adern fließen, ich besaß Kraft, Stärke, Muth, aber dennoch war mir, ich gestehe es gerne, eben nicht sehr wohl zu Herzen. — Es ging nun nach der Arena; bald waren wir in dem prächtigen Coliseum angekommen, des Baues hellpolirte Marmorsäulen glänzten, und der Schauplatz war mit unzähligen Marmorbildsäulen und griechischen Malereien ausgeschmückt. Ringsum rauschte lärmende, gellende Musik, so schien es mir, und doch waren es Töne, deren Weichheit mich oft vorher entzückt hatte. In großen Zügen gingen die Vornehmen, begleitet von ihren Dienern, in das Theater, oder ließen sich in Sänften dahin tragen. — Habt ihr das unermeßliche Gebäude des Amphitheaters nie gesehen? Man glaubt, alles Volk der Erde hätte darin Raum, ohne sich gegenseitig lästig zu fallen, und dennoch war es heute voll. In den obern Reihen, abgesondert von den Männern, saßen die Frauen in schimmernden Gewändern, funkelnd im Schmucke des Goldes und der Edelsteine, der Beute, die Roms Krieger von Ost und West, von Süd und Nord nach Italien gebracht hatten. Ueber den Zuschauersitzen waren Purpurdecken zum Schirme gegen die Sonne ausgespannt, und durch verborgene Röhren spritzte in Zwischenräumen wohlriechender Thau auf die sicher und behaglich Sitzenden herab. O, was hätte ich für einen

Platz in der Gallerie gegeben, von welcher die jungen Männer so keck auf den Kampfplatz blickten, als fühle jeder die Stärke eines Herkules in sich und sei augenblicklich bereit, zum Beweise römischer Tapferkeit mit dem Löwen zu kämpfen.

Kriegerische Musik ertönte, als die Gladiatoren, ich an ihrer Spitze, einzogen; sie kämpften, aber die Hälfte derselben erlag, und ihre Leichen bedeckten den sandigen Boden, den ihr Herzblut roth färbte; ich sah nichts, und hörte, taub für alles Uebrige, nur das Brüllen des Löwen, welches aus dem Behälter erscholl, worin die wilden Thiere eingesperrt waren.

Endlich kam der verhängnißvolle Augenblick für mich; die Augen von mehr als hunderttausend Menschen waren auf mich gerichtet; ich ermannte mich, es galt nun schnelle Entscheidung über Leben und Tod. Ich reckte die Arme, ich prüfte die Schneide des Schwertes, ein einziger langegedehnter Trompetenklang erscholl, die Kampfwärter streuten frischen Sand auf die blutbespritzte Arena und schafften die Leichen der Gefallenen fort; noch zwei Trompetenstöße und die Wärter des Löwen zogen das eiserne Gitter weg, das ihn von dem Schauplatze trennte. Athemlose Stille herrschte ringsum, doch bald ertönte dumpfes Brüllen, und mit einem einzigen Satze sprang das schönste Thier Afrikas in die Mitte der Arena. Es rollte seine schrecklich funkelnden Augen, wieder erscholl sein Gebrüll, und es peitschte die Erde mit seinem Schweife, — der Löwe hatte mich erblickt. Wieder ein Sprung, und er befand sich nur wenige Schritte vor mir; doch ich war ausgewichen und hatte rasch mit scharfem Schwertschlage dem Thiere die Sehnen des linken Hinterfußes durchgehauen. — Fürchterlich

war das Schmerzgeheul des verwundeten Thieres, und doch noch übertönt von dem Beifallrufen der Zuschauer.

Rasch wandte sich nun der Löwe wieder gegen mich, doch ich hütete mich wohl, in den Bereich seiner Klauen zu kommen; noch ein Schwertschlag, und auch der andere Fuß des Löwen war gelähmt. Das mir so grimmig vorgekommene Ungeheuer war jetzt so gut als wehrlos, zwar geberdete es sich noch fürchterlich, doch es kam bald zum Schlusse.

Mein Schwert fuhr durch seine Brust, noch ein lautes Aufbrüllen, dann ein langes Stöhnen, und der König der Thiere aus Lybiens Sandwüste lag nun, ein todtes Aas, dem kleinsten Kinde nicht mehr furchtbar, blutend hingestreckt. — Ich stützte mich auf mein Schwert und blickte stolz im weiten Raume umher; Stille herrschte im Amphitheater, dann brach endlich aus tausend und abermal tausend Kehlen das Beifallrufen los, denn das große Werk war gelungen: ein Römer, ein freier Römer hatte es gewagt, und es gut vollbracht.

Groß war dieser Augenblick für mich, er war der schönste meines Lebens; doch Indiens Schätze und Afrikas Gold obendrein, ich würde sie nicht nehmen, um mich zum zweiten Male solcher Gefahr preiszugeben."

Er schwieg, die Gefährten seines jetzigen Lebens riefen „Bravo," die Trinkschale kreiste klirrend, und sie weihten auf Salonius Wohl dem Gotte Herkules eine Libation.

Der Teutone aber machte eine spöttische Miene und lachte. Der Hauptmann sagte zu ihm: „Alter Freund! erzähle du nun; es scheint, als ob du etwas Besseres wüßtest, oder vielleicht gar selbst erlebt und bestanden hättest. Heraus mit deiner Geschichte, denn ich erkläre

denjenigen für einen Verräther, der etwas von den Begebenheiten seines Lebens vor seinen Schwur- und Trinkbrüdern verheimlicht.“

„Nun so sei es denn,“ meinte der Teutone, der Mörder des alten Fischers. — „Salonius, du bist der Einzige, der mein Vaterland Deutschland besser kennt, als nur vom Hörensagen.“

„Ja,“ unterbrach ihn der Genannte, „dein Vaterland Deutschland kenne ich mit seinen finstern Wäldern und Schluchten, und eher möchte ich wieder mit einem wüthenden Löwen kämpfen, als mit einem grimmigen Deutschen.“

Der Teutone fuhr fort: „In den unermeßlichen Wäldern Deutschlands gibt es Wild in Menge, Thiere, die an Stärke und an Grimmigkelt es mit jedem Thiere Afrikas, oder wie das Heimathland der Löwen heißen mag, aufnehmen können. Dort hat die edle Jagdlust Befriedigung in köstlicher Auswahl. — Mit meinen Brüdern Uffo und Morven ging es oft Tage lang den Bären nach, nur bewaffnet mit Keule und dem kurzen Schwerte, denn nur kurz ist der Schaft an dem Hammer unseres Gottes Thor, und auch nur armslang ist der Göttinn Freia altes Schwert, und das kürzeste Schwert genügt, wenn man nur nahe und im Muthe bewährt ist.

Ich liebte besonders meinen Bruder Morven als Begleiter auf der Bärenjagd, denn er besaß ungeheure Stärke; ohne Speer, ohne Schwert, jeder Waffe bar eilte er dem Bären entgegen; beide kämpften Brust an Brust, und blutend und zerkrazt brachte er die Beute des Kampfes in das heimathliche Waldthal. — Wieder waren wir einmal auf dem Gange, der unsere einzige Beschäftigung ausmachte; es war Mittag geworden,

wir saßen im Schatten uralter Eichen und tranken aus Hörnern Meth. O edler Meth! weg mit eurem Syrakuser Weine, nichts geht über das Getränke meiner Heimath!" — Und wilde Blicke warf der Erzähler um sich, als er gewahr wurde, wie die Piraten einander höhnische Blicke zuwarfen. „Als wir so tranken und Bärenschinken aßen, da zitterte plötzlich der Boden, wir hörten das dumpfe Stampfen gewaltiger Füße, das Unterholz krachte weithin, und ein Auerstier von ungeheurer noch nie gesehener Größe brach aus dem Dickicht und gerade auf uns los. — Bruder Morven schleuderte das Trinkhorn nach dem Thiere, wir sprangen auf, ergriffen die Waffen und eilten rasch hinzu. Das Thier schien einen gewaltigen Kolbenschlag Morven's nicht einmal zu empfinden, nicht Zeit ließ es ihm zu einem zweiten, denn schon war er von den kurzen, dicken Hörnern des Thieres gefaßt und hoch in die Luft geschleudert; ein Schrei — noch gellt er in meinen Ohren, — dann herrschte Todesstille durch die Wälder, und nur die Vögel flogen aufgeschreckt ringsum empor zum blauen Himmel.

Ich verlor allen Muth; wo die unendliche Kraft des Bruders unterlegen, wie konnte ich da bestehen? Pfeilschnell erglimmte ich den Stamm der Eiche, unter welcher wir Brüder kurz vorher noch lustig gezecht, und unten stampfte das Thier noch immer auf Morven herum. Dann stand es plötzlich stille, blickte suchend in die Nähe und Ferne, ich rührte mich nicht und hielt den Athem an, doch plötzlich schaute das Thier empor, richtete seine Augen grimmig unter den herabhängenden Stirnhaaren auf mich, und wollte auf die Eiche mit gesenktem Kopfe und gefällten Hörnern losstürzen.

Der Ast, an welchem ich mich fest hielt, war dürr und hohl, und als ich mich in der Angst fester klammerte, brach er; Wespen, die in ihm ihr Nest gehabt hatten, umschwärmten mich von allen Seiten, und ich fiel, fiel auf den Rücken des Auers, an welchem ich mich sogleich festklammerte. — Kaum fühlte das Thier die ungewohnte Last, als es in pfeilschnellem Laufe davonrannte. — Ich kam wieder zur Besinnung, das Schwert hing an meiner Seite, ich zog es mit einer Hand, und dort, wo die Rückenwirbel der Knochen an den Schädel anschließen, dort bohrte ich es dem Thiere tief in den Nacken. Kein Brüllen war mehr vernehmbar, kein Laut ertönte, aber ein Strom schwarzbraunen Blutes spritzte hoch empor; einen Augenblick hielt sich der Auerstier noch auf den Füßen, dann stürzte er zusammen. — Ich zog ihm die Haut ab, und die gewaltigen Hörner schmückten lange meine Hütte. Morvens Leichnam wurde in den Hügel gesenkt, sein Schwert an der Seite, den Schild am Arme, und wohl wird er jetzt in Walhalla in Odins Saale sitzen, wo es Ewigkeit von Kampf und Lust gibt, wo die Walkyren stets mit goldenen Methhörnern bereit stehen, um den tapfern Helden den schäumenden Trank goldhell darzubieten."

Der rauhe Deutsche schwieg, seine Gefährten blickten mit einer Scheu auf ihn, als fürchteten sie ihn mehr als sie ihn liebten, auch der Hauptmann blickte finster darein, mochte er doch fühlen, daß solch ein Kampf wohl eben so viel werth sei, als seine gepriesene Kampfesthat mit dem Löwen.

Das Feuer wurde nun aufs Neue mit Holz versehen, die Männer breiteten weiche Decken von apulischer Wolle auf den Boden und lagerten sich darauf. Auch

Alciphron hatte seine Lagerstätte erhalten; einer nach dem andern entschlief, und auch des Knaben müde, thränende Augen fielen zu. Des Todes Bruder, der Schlaf, breitete seine Schwingen über alle aus und spendete den Schlafenden reiche Gaben der mannigfaltigsten Träume von Ermordeten, vom eigenen fürchterlichen Tode, von Löwen und Auerstieren und grimmigen Deutschen.

Fünftes Kapitel.

Weitere Schicksale.

Die nächsten Tage brachten keine Veränderung in Alciphrons Lage hervor, wie er doch aus der Aeußerung des Hauptmannes bei seiner Ankunft zu schließen Ursache hatte.

Oefters zogen die Räuber aus, jedoch blieben stets einige derselben in der Höhle zurück, die nach jeder Heimkehr der Ausgezogenen neue Bewohner erhielt. — Kräftige Männer, Jünglinge, Frauen und Mädchen waren die gefangen zugeführten Gäste; die männlichen Ankömmlinge wurden alle in einer der vielen Seitenhöhlen gebunden aufbewahrt, da die Seeräuber nicht mit Unrecht vermutheten, sie könnten sonst etwa einen Versuch zu ihrer Befreiung wagen. Alciphron sah die letzte Hoffnung vereitelt, die er in seinem Herzen genährt; er hatte nämlich bemerkt, daß zwei Schiffe im Besitze der Piraten waren, wovon das eine immer im unterirdischen Gange festgekettet war. — Wie, dachte der Knabe,

wenn ich der Männer Bande lösen und dann mit deren Hilfe die wenigen der zurückgebliebenen Räuber überwältigen könnte? Auf diese Weise könnten wir, noch ehe die Abwesenden zurückkehrten, in dem unten liegenden Schiffe entrinnen.

Es blieb jedoch keine Zeit zur Ausführung dieser und anderer im Gehirne des Knaben sich bildenden Pläne; denn eines Morgens kehrten die Piraten, die gegen ihre sonstige Gewohnheit über Nacht ausgeblieben waren, zurück; die Gefangenen wurden in beide Schiffe gebracht und diese sodann in das Meer hinausgefahren. Alle freuten sich, als sie die dumpfe, eingeschlossene Atmosphäre der Höhle verließen, und saugten mit der frischen, erquickenden Morgenluft auch Hoffnung ein.

Auf hohem Meere harrte ein großes Kauffahrteischiff mit zahlreichen Ruderbänken, die Gefangenen wurden auf das Schiff gebracht, die Piraten aber entfernten sich, nachdem sie ihren bisherigen Gefährten ein spöttisches Lebewohl zugerufen hatten.

Die Anker, welche das Schiff, auf dem sich jetzt Alciphron befand, an den Boden des Meeres fesselten, wurden aufgewunden, alle Segel blähten sich im Morgenwinde, der kühlend aus Osten blies, und das Schiff flog unter der doppelten Kraft der Ruder und der Segel schnell dahin. — Alciphron starrte aber noch lange den Fahrzeugen der Piraten nach, so lange er noch die kräftige Gestalt des Hauptmannes und das Wehen der schwarzen Federn auf dem Helme des Gefürchteten erblicken konnte.

Es ward Abend; in Smyrnas Bucht bewegten sich viele Fahrzeuge, und aus den Häusern und Palästen schimmerte schon Lichter- und Lampenschein, als das Schiff,

welches die Piratenbeute trug, in den Hafen einlief. Noch am nämlichen Abende wurden die Gefangenen an das Land gesetzt und alle in eine Herberge gebracht, wo man ihnen Speise und Trank reichte und Schlafstellen anwies. Am Morgen darauf wurden alle in ein öffentliches Bad geführt, und streng darauf gesehen, daß sie sich alle sorgfältig reinigten.

Auf Smyrnas öffentlichem Platze war heute Sklavenmarkt; hier fanden sich Leute aus allen Nationen versammelt, Käufer und Verkäufer im bunten Gemische untereinander; jeder wollte, wie es bei allen Käufen und Verkäufen zu geschehen pflegt, gewinnen, keiner verlieren. Alciphron war noch jung und voll Kraft und Hoffnung, und dennoch schaute er mit so traurigen Blicken ins Weite, als ging es vom Sklavenmarkte geradeweges in den Tod.

Wie konnte er auch anders? dachte er nicht der Heimath, seiner Mutter und ihrer Klage, da sie ihre einzige Freude verloren hatte, und ihr nicht einmal der Trost blieb, ihn noch unter den Lebendigen zu wissen?

Viele Käufer fragten nach dem Preise des Jünglings, doch seine Verkäufer schienen zu ahnen, daß sie ihn wohl noch um höhere Summen, als geboten wurden, verkaufen könnten, und darum mußte mancher der Kauflustigen vergebens feilschen. Doch endlich nahte sich ein dem Anscheine nach reicher und angesehener Mann; er kaufte, ohne lange zu feilschen, den Jüngling und gab ihn sodann den Dienern, die in seinem Gefolge waren, mit dem Befehle, ihn nach seinem Landhause zu führen. So wurde also der Sohn der schönen Gärtnerinn in Kreta der Sklave eines fremden Mannes.

Durch herrliche, grünende Laubgänge, die gegen die sengende Glut der Sonne erquickenden Schatten gewährten, durch einen prächtigen Garten, in welchem die Blumenpracht der halben Welt vereiniget schien, führten die Diener den Knaben zu einem herrlichen Landhause, das, wie man Alciphron sagte, seinem neuen Gebieter, dem ehemaligen Kaufmanne Helsius gehörte, der hier schon einige Jahre zurückgezogen von allen Geschäften lebe.

Alciphron erhielt neue Kleider, wurde gespeißt und dann vor seinen neuen Gebieter geführt. Auf dessen liebreiche Fragen nach Herkommen und Vaterland erzählte ihm Alciphron mit Ausnahme des Schicksals seiner Eltern seine ganze Lebensgeschichte. Helsius war tief gerührt und sagte theilnehmend zu dem Weinenden: „Beruhige dich und weine nicht, in kurzer Zeit wird der Schiffer Niceas, der auch mir bekannt ist, da ich früher öfter Geschäfte mit ihm gemacht habe, wieder hieherkommen, dann kannst du zu deiner Mutter zurückkehren, ohne mir irgend eine Entschädigung für den für dich ausgelegten Kaufpreis bezahlen zu müssen. Bis dahin bleibe nur bei mir, du sollst es gut haben und so behandelt werden, daß dir die Entfernung aus deiner Heimath und von deiner Mutter weniger schmerzlich fällt."

Noch sprach der gute Helsius Trostworte zu dem Jünglinge, als sich der Vorhang, welcher die Stelle der Thüre vertrat, öffnete und ein liebliches Mädchen, welches einige Jahre jünger als Alciphron zu sein schien, fröhlich auf den alten Kaufmann zu eilte und ihn fragte, indem sie ihre großen dunklen Augen auf den Knaben heftete: „Aber Vater! wen hast du denn da gebracht?"

„Der Knabe ist aus einem fernen Lande, mein liebes Kind! er hat keinen Vater mehr, und soll bei uns bleiben und dein Spielgefährte sein," antwortete Helfius. Dem Gemeinten stieg jedoch das Blut in das Gesicht; er, der im Meere den heftigsten Stürmen zu trotzen verstand, der oft an der Seite der Männer würdig seine Rolle behauptet hatte, er sollte nun der Spielgefährte eines kleinen Mädchens werden!

Doch bald verschwand sein Zorn, als er das Mädchen näher besah, das, als es die Rede des Vaters vernommen, fröhlich in die Hände klatschte und ausrief: „Ei das ist schön, sieh Knabe! ich habe keine Mutter mehr, und du hast den Vater verloren, und so taugen wir ganz gut zusammen."

„Ich will es hoffen," sagte der Kaufmann, und nun begannen Tage für Alciphron, an deren frische, unvergängliche Reize er sich noch im hohen Alter mit Vergnügen erinnerte.

Bald im Garten an der Seite des guten Helfius arbeitend, der sich oft seiner Gesundheit wegen dort bewegen mußte, dann wieder im Zimmer aus dem Munde des welterfahrenen Mannes Worte der Weisheit vernehmend war Alciphron bald mit seinem Schicksale ausgesöhnt, und nur die Erinnerung an seine gute Mutter goß öfter einen Tropfen Wermuth in seinen Freudenkelch.

So verfloß einige Zeit, und der Knabe saß eines Tages am Schreibtische und beschäftigte sich, mit der Rohrfeder die Heldengesänge des herrlichen alten Dichterfürsten Homers auf Papyrus abzuschreiben. Da vernahm er Tritte, er fühlte sich liebreich umfaßt, bald

herzlich gegrüßt, — es war Niceas, der Schiffer aus Kreta.

War das der sonst so fröhliche Mann, der sich noch vor kurzer Zeit alles Leid so leicht aus dem Sinne geschlagen hatte? Unsägliche Traurigkeit und Schwermuth lag in den Zügen des sonst so muntern Mannes.

„O lieber Niceas! sei mir gegrüßt, tausend Mal gegrüßt," rief Alciphron freudig aufspringend, „doch sage schnell, was macht meine liebe, theure Mutter? nicht wahr, sie ist wohl, ganz wohl? — Du schweigst?" fuhr Alciphron fort, und sein Jubel verstummte; „freilich," setzte er hinzu, „du kannst nicht lustig sein, wie sonst, denn die bösen Seeräuber haben dir den guten Vater gemordet," und der Knabe schauderte bei der Erinnerung an jene gräßliche Scene und das unschuldig vergossene Blut. „Doch sprich endlich, was macht meine Mutter? o sprich schnell!"

Der Schiffer fuhr mit der Hand über die Stirne und drückte die andere aufs Herz, als wolle er einem ungeheuren, gewaltigen Schmerz zu schweigen gebieten, dann aber begann er langsam: „Wohl weiß ich es, mein Vater ist todt, die Meereswogen wollten solchen Gräuel nicht bergen, sie warfen die Leiche des Ehrwürdigen an die Küste des Ufers, das so Grausenhaftes, Entsetzliches noch nie erblickt hatte. Als auch du nicht mehr zum Vorschein kamst, als die Asche meines Vaters in die Urne gelegt war, da ging deine Mutter an das Ufer des Meeres und starrte hinaus in die Weite; wir dachten: Die gute Frau hat die Last schweren Kummers zu tragen, doch sie wird endlich zu sich selbst kommen; des Menschen Schmerz verweht wie seine Freude

in der Zeit, und auch ihr Schmerz wird nach und nach milder werden.

Doch es war nicht so; am Abende saß sie dort, wie sie sich am Morgen hingesetzt hatte, die Augen weitgeöffnet auf das Meer gerichtet, die Arme über die Brust gekreuzt. Theilnehmend redeten wir ihr zu; endlich verließen wir sie am Abende, da unser Zureden nichts half; wir fürchteten, Jupiter habe die leuchtende Gabe des Verstandes von der Guten genommen, denn am andern Morgen saß sie noch dort. Unverrückt blickte ihr Auge immer in die Ferne, und kein Bitten, kein Zureden konnte sie bewegen, die Stelle am Ufer zu verlassen.

Sie saß so unbeweglich, als ob ihr das Blut in den Kanälen geronnen wäre, nur manchmal quoll langsam, heiß und dick eine Thräne aus ihren Augen hervor. — Wir alle, die dieses herzzerreißende Schauspiel mit ansahen, weinten mit der armen Mutter. — Endlich rief sie mit matter, klangloser Stimme und mit höchster Anstrengung: „Alciphron, Alciphron! kehrst du denn nimmer wieder?“ — Dann horchte sie, als lausche sie auf Antwort; doch das Meer gab ihr keine andere Antwort, als das Brausen seiner Wogen. — „Gatte, Tochter, Sohn! alles, alles dahin!“ so rief sie mit herzzerschneidendem Tone aus; ihr Herz schien gebrochen, und so sank sie endlich erschöpft zu Boden.

Ehrfurcht vor dem Schmerze der Bedauernswerthen erfüllte uns; wir trugen sie in ihre Wohnung und legten sie auf ihr ärmliches Lager; hier erholte sie sich noch ein Mal, sie dankte für unsere Liebe, doch ein Schleier bedeckte ihre Augen, und sie schien die Kraft des Sehens verloren zu haben. „Ach ist es denn schon Abend,“ rief sie, „daß ich euch nicht mehr sehe? Grüßt

Nachbar Niceas, grüßt mir Alle! Dank, tausend Dank für eure Liebe, — mein Gatte! ach meine Kinder!" — Nun sank sie zurück auf ihr Lager, noch ein banger Seufzer, ein leises Röcheln, — und da lag sie blaß, starr und kalt, eine Leiche; die um ihr Lager standen, weinten, denn es gab Niemanden weit und breit, der sie nicht um ihrer Güte und freundlichen Dienstfertigkeit willen geliebt hätte, und als sie auf dem Holzstoße lag, ihre Leiche zu Asche verbrannte, und die Priester die Reinigungsfeier an uns Leidtragenden verrichtet hatten, da klang es wehmüthig von hundert und abermal hundert Lippen: „Heil dir, Heil! Lebewohl! Lebewohl!"

Der junge Fischer redete nicht weiter; er zog, als schäme er sich seiner Thränen, die Toga über das Antlitz und weinte bitterlich. — Im stummen, wort- und thränenlosen Schmerze hörte Alciphron der Erzählung von dem Tode des Liebsten an, das er auf Erden besessen. — „Allein bin ich jetzt, ich habe Niemand mehr, der mich liebt!" so klagte er, so rief er schmerzlich aus. Seine Trauer war groß, trostlos sein Jammer, und auch der alte gute Kaufmann Helsius weinte mit ihm, nachdem er die allerdings für jedes gefühlvolle Herz erschütternde Nachricht mit allen Einzelnheiten schon von Niceas erfahren, als er denselben im Hafen zu Smyrna getroffen, und er war es, welcher dem Fischer gesagt, Alciphron lebe noch und befinde sich wohlbehalten auf seinem Landgute.

Doch auch der heißeste Schmerz vergeht endlich; die Zeit legte lindernden Balsam auf das wunde Herz des Knaben; von einer Heimkehr in Begleitung des Fischers war keine Rede mehr, und er wollte die Heimath nie wieder sehen. Der alte Kaufmann hatte stets die

herzlichste Freude an Alciphron gehabt; er nahm ihn jetzt förmlich an Kindes Statt an, und bestimmte ihm nun bei Gericht förmlich die gleiche Hälfte seines Vermögens, wie sie nach seinem Tode seine Tochter erhalten sollte.

Nun wurden die weisesten Lehrer und die bewährtesten Künstler berufen; Helfius hatte den großen Verstand des Knaben wohl bemerkt, als er ihm selbst früher Unterricht ertheilte, damals aber gedacht, was nützt es dem Knaben, wenn ich auch seine Kenntnisse ausbilden lasse? solche Wissenschaften würden dem künftigen Fischer eher schaden als nützen. Jetzt aber dachte der Welterfahrene, der Knabe wird mit seinem ausgezeichneten Verstande sich gewiß noch zu einer hohen Stufe des Ruhms und der Ehre emporschwingen und eine bedeutende Stelle in der Welt und in seinem Vaterlande einnehmen, und ich will ihm daher hiezu alle Mittel verschaffen.

Er betrachtete Alciphron als seinen Sohn und scheute keine Kosten, ihm jede Art von Ausbildung geben zu lassen, und als Alciphron endlich das gehörige Alter erreicht hatte, schickte er ihn nach Athen, der Hauptstadt Griechenlands; dort sollte er die Gymnasien besuchen, dort bei den berühmtesten Philosophen und Weltweisen der damaligen Welt Weisheit und Wissenschaft lernen.

Er wurde auch in alle körperlichen Uebungen eingeweiht, damit der Körper nicht über dem Geiste vernachläßiget werde, und so machte er in Ausbildung des Geistes und des Herzens bald solche Fortschritte, daß sich der Ruf des jungen Alciphron durch ganz Griechenland verbreitete. In seinen Disputationen mit den Gelehrtesten und Weisesten der damaligen Zeit, in welchen er wo nicht den Sieg, doch großen Ruhm davon trug, zeigte

er, daß er seine Jahre mit Eifer und Erfolg benutzt habe.

Der alte Helsius war nicht wenig eitel auf die Verdienste seines Pflegesohnes, und er stellte ihm von seinem unermeßlichen Reichthume die bedeutendsten Summen zur Verfügung. Der junge Alciphron hätte sich dadurch leicht zu einem verschwenderischen Leben verleiten lassen können, doch er war streng und einfach bis zur Seltsamkeit, verwendete jene Summen größtentheils auf Bücher, die damals ziemlich selten und daher sehr theuer waren, und auf Werke der Wohlthätigkeit.

Nach einiger Zeit verließ er aber diese Bahn der Mäßigkeit; Vergnügen und Genuß waren die einzigen Freuden, die er noch zu finden schien, und dennoch blieb er dabei innerhalb der Schranken der Tugend. Diese Veränderung seines Charakters hatte ihren Grund in der Religion. Er hatte die Weisheit der Bücher und des Lebens zu seinem Eigenthume gemacht; seit den erschütternden Scenen seiner Kindheit zum Nachdenken geneigt, hatte er gefunden, daß sich die Lehre von den Göttern bloß auf Menschen-Einbildung stütze, und ist dem also, dachte er, was soll dann ein Leben ohne Vergnügen, wenn ein Augenblick, ein Hauch des Todes, das Dasein des Körpers und Geistes zugleich für immer enden kann?

Die besten Zeiten des Heidenthumes oder der Verehrung der Götter, ihr Höhe- und Glanzpunkt war damals schon vorüber; die höhern Stände gefielen sich in grassem Unglauben, während die niedern sich nur einem noch größern Grad von Aberglauben hingaben.

Die Grundsätze, zu welchen sich Alciphron seit einiger Zeit bekannte, die Grundsätze der Philosophie,

welche lehrte und behauptete, mit dem Leben auf Erden sei alles vorüber, alles geendet, nahm täglich mehr überhand und in dem Gefolge dieser Lehre Wohlleben und Schwelgerei.

Ein Zeitabschnitt ging allmählig zu Ende, und wie es gewöhnlich am Schlusse jeder Periode der Weltgeschichte zu geschehen pflegt, Laster und Ausschweifungen suchten die Grenze aller Möglichkeit zu überschreiten.

Sechstes Kapitel.

Der Vorsteher der Epikuräer.

Es war im vierten Jahre der Regierung des Kaisers Valerian, daß die Nachfolger Epikurs, eines alten Philosophen, der zum Grundsatze seiner Lehre die Maxime gewählt hatte, alle und jede erlaubte Vergnügung auf Erden zu kosten, und dessen Anhänger damals in Athen sehr zahlreich waren, zur Wahl einer Person schritten, die den Vorsitz in ihrer Gesellschaft führen, ihr Vorstand, Oberhaupt und Wortführer sein sollte.

Alciphron war damals drei und zwanzig Jahre alt, sein Ruhm in allen Zweigen der Gelehrsamkeit groß, der Ruf seiner Liebenswürdigkeit überall verbreitet, und dabei erregte seine körperliche Schönheit bei jedem, der ihn sah, Bewunderung.

Noch nie, seitdem gelehrte oder auch nur dem Vergnügen gewidmete Gesellschaften bestanden, war es vorgekommen, daß ein so junger Mann wie Alciphron den

Vorsitz in irgend einer philosophischen Sekte erhielt. Seine Weisheit jedoch und die persönlichen Vorzüge, die ihn schmückten, mußten natürlich als die besten Empfehlungen bei einer Gesellschaft gelten, die alles enthielt, was es an Schönheit und Geist in Athen gab, und die, obwohl sie ihre Bestrebungen mit dem Namen „Philosophie" bezeichnete, doch wenig mehr war, als ein bequemer Vorwand zum Genusse des Vergnügens in seiner verfeinertsten Gestalt.

Ihr Stifter Epikur, ein weiser und tugendhafter Mann, hatte diese Gesellschaft von der Regel ausgehend gestiftet, das Vergnügen sei das einzige Gut, während er zugleich das Gute als die einzige Quelle des Vergnügens annahm. Der Charakter dieser Gesellschaft hatte sich indeß seit dem Tode ihres Stifters sehr verändert; der reine Theil der Lehre Epikurs war längst vergessen, und dieser würde eben so wenig seine eigene Sekte in der Versammlung verfeinerter Gutschmecker wieder erkannt haben, als seinen eigenen einfachen, dem Nachdenken geweihten Garten, in den üppigen Hainen und Lauben, unter denen nun die Zusammenkünfte der Schule stattfanden.

Alles, was nur immer etwas in Athen vorstellen und Geist zeigen wollte, war Mitglied jener Sekte, denn die raschen Fortschritte des christlichen Glaubens, der so himmelweit verschiedene Lehren vortrug, setzte alle, die noch an dem alten Glauben hingen, in Schrecken. War's Wunder also, daß alle, die kein Interesse an der alten Religion der Vielgötterei fanden und zu läßig waren, die heiligen Lehren der neuen zu untersuchen, sich vor der Strenge beider in die Arme einer üppigen Philosophie flüchteten, die, indem sie andern die Mühe überließ, für

das Zukünftige zu streiten, alle ihre Weisheit auf den Vollgenuß der Gegenwart beschränkte.

Die Anhänger der Schule Epikurs waren seit dem Tode ihres Stifters gewöhnt gewesen, seinem Andenken den zwanzigsten Tag jeden Monates zu weihen. Zu dieser monatlichen Feier war seit einigen Jahren auch ein jährliches Fest zum Andenken der Geburt desselben gekommen. Die Festlichkeiten, welche bei dieser Gelegenheit von den Vorgängern Alciphrons als Vorstehern der Gesellschaft gegeben worden waren, hatten sich stets durch Geschmack und Glanz ausgezeichnet, und letzterer wollte nicht nur dieses Beispiel nachahmen, sondern es noch weit übertreffen, so daß das Jahresfest, das unter seiner Leitung gefeiert wurde, alle vorhergegangenen an Glanz, Pracht und Aufwand überstrahlen sollte. Und so geschah es auch; denn so viele prachtvolle Feste Griechenland auch früher gesehen, dieses ließ alle übrigen weit zurück.

Der weite prächtige Garten, wo in früherer Zeit durch Blumen der Ilissus rann, wo Jünglinge über Weisheit nachdachten und den Grund zu ihrem künftigen Ruhme legten, wo Sokrates einst mit seiner Weisheit die Herzen der Jugend zu sich hinzog, dieser Garten war jetzt mit einer Pracht und in einem Geschmacke ausgestattet, der allen Anforderungen der Natur und Kunst entsprach. — Hier befanden sich Lustgänge, die durch schattige und duftende Wildnisse führten, dort Matten und Grasplätze, die sich öffneten, als sollten sie dem Sonnenscheine einen willkommenen Spielplatz bieten; an geeigneten Stellen sah man Tempel, Quellen und Seen in wechselnder Bewegung und Ruhe, jene üppig sich durch das Grün hinschlängelnd, diese ruhig im blauen Wellenschlafe liegend. — Dieses Alles gewährte einen

so anmuthigen und mannigfaltigen Anblick, daß man seines Gleichen noch nie gesehen hatte, und diese reizenden Gärten, belebt durch alles, was in Athen Sinn für Anmuth und Schönheit hatte, boten ein Schauspiel, wie Alciphrons jugendliche Phantasie, obwohl reich an reizenden Bildern von Ueppigkeit und Schönheit, es sich nicht schöner denken konnte.

Die Feierlichkeiten begannen; in herrlicher Prozession wurde des Stifters Episkur Bildniß herumgetragen, und Loblieder ertönten auf das, was längst aufgehört hatte, Gegenstand der Verehrung und Nachahmung zu sein, auf Mäßigkeit und Genügsamkeit.

Alle Gänge des weiten Gartens waren erleuchtet, bei jeder Wendung des Pfades traf unerwartet ein neuer Zauber Auge oder Ohr. — Das herrliche Fest aber schloß mit einem Bankette, bei welchem Alciphron als Meister der Sekte den Vorsitz führte, und wie er in Allem die Seele des ganzen Schauspiels war, verbreitete er auch hier Leben ringsumher, und wo er auch hinblicken mochte, von Aller Augen strahlte ihm der Widerschein seiner Fröhlichkeit und seiner Freude entgegen.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung.

Das Fest war vorüber, Gesang und Tanz waren verklungen, und Alciphron war in den reizenden Gärten allein zurückgeblieben. Obwohl er, wie schon oben angedeutet worden, ein eifriger und thätiger Schüler des Vergnügens war, neigte sich doch seine Seele sehr zur Melancholie, und seine regsame und belebte Phantasie rief mitten unter Lust und Freude trübe Gedanken hervor und warf die Schatten einer düstern Zukunft über die heitersten Täuschungen der Gegenwart.

Seit lange schon litt er an dieser düstern Stimmung der Seele; seit dem ersten Augenblicke seines Denkens erinnerte er sich des bleichen, ernsten und schwermüthigen Antlitzes seiner Mutter, später verdüsterte das Andenken an ihren traurigen Tod seine Heiterkeit; das Schicksal seines Vaters und seiner Schwester lief wie ein dunkler Faden durch das ganze Schicksalsgewebe seines Lebens, und Bilder von Tod und Vernichtung mischten sich selbst unter die lachendsten Scenen seines Lebens.

Er glaubte weder an die Gerechtigkeit der Götter, noch an ein zukünftiges Leben, und hielt sich nur auf die kleine Spanne irdischen Daseins beschränkt; jede Minute irdischen Vergnügens hatte daher in seinen Augen einen hohen, aber traurigen Werth, und seine Lust glich den Blumen auf den Gräbern, welche in der Nachbarschaft des Todes um so üppiger gedeihen.

In dieser Nacht schien sein irdischer Triumpf vollständig und zu seiner zeitlichen Seligkeit nichts mehr erforderlich zu sein. Er war der leitende Genius des herrlichen Tages gewesen. Geehrt von Allen hatte er aus dem Becher der Lust und der Fröhlichkeit volle Züge gethan, von den Weisen geachtet, von der Jugend geliebt, hatte er in jedem Blicke, der ihm begegnete, Dankbarkeit für die gebotene heutige Freude oder Ehrfurcht vor ihm, dem Anordner und Festgeber, lesen können.

Aber mitten unter der lärmendsten und lautesten Freude hatten sich düstere, schwermüthige Gedanken seiner Seele bemächtiget. Der Gedanke an die Vergänglichkeit seiner selbst und aller deren, die ihn so harmlos umgaben, hatte sich seiner Seele aufgedrungen; die Hände die er heute gedrückt, die Augen die er voll Geist und Fröhlichkeit hatte funkeln gesehen, die Stimmen, die so lieblich getönt, alles — alles war nur ein Spott des Augenblickes, es konnte nichts Bleibendes zurücklassen als das Schweigen des Staubes.

Oft schon, sehr oft hatten sich solche Betrachtungen der Seele des jungen Philosophen bemächtiget, aber noch nie in diesem Grade als jetzt, wo er durch die Blumen des Gartens unter den erlöschenden Lichtern der Festlichkeit hinschritt; düster wiederhallten seine Tritte dort, wo noch kurz vorher so viele heitere Gestalten herumgeschwärmt hatten. Der Mond stand hoch am Himmel, der Morgen dämmerte noch nicht, und die stille Glorie der Nacht ruhte noch auf Allem ringsumher. — Nicht wissend wohin schritt er gedankenvoll fort; es war ihm gleichgültig, wohin sein Schritt ihn lenke, bis er endlich vor einer Statue stand, welche sich schon seit un-

denklichen Zeiten an dieser Stelle befand, und laut der Inschrift „dem unbekannten Gotte" gewidmet war.

Am Piedestal der Statue lehnend, hob er die Augen gegen Himmel, und sie traurig und aufmerksam auf die ewig leuchtenden Sterne heftend, als suche er ein verborgenes Geheimniß in ihrem ewigen Lichte zu lesen, fragte er, warum der Mensch allein verblühen und sterben müsse, während die Sterne immer strahlend unwandelbar im ewigen Lichte leuchten!

„O daß es einen Zauber gäbe!" rief er, „einen Talisman, den Geist, der in uns glüht, so todesfrei wie jene Sterne zu machen, und ihm eine Bahn zu eröffnen, gleich der ihrigen so schön und so unauslöschlich für und durch alle Zeiten!"

Während er sich so wilden und begehrlichen Phantasien hingab, fühlte er, daß ihn jene Mattigkeit überfiel, welche irdische Lust stets zurückläßt, und er sank am Fuße der Statue in Schlummer.

Aber auch im Schlafe wichen diese Gedanken, die ihn wachend beschäftiget hatten, nicht von ihm; ein Traum, so bestimmt, so lebhaft, daß er den Eindruck der Wirklichkeit zurückließ, schwebte vor seinem Geiste. Er fand sich plötzlich auf eine weite, öde Fläche versetzt, wo nichts sich bewegte, nichts zu athmen und nichts zu leben schien. Der Himmel selbst, der sich über diesen traurigen Gefilden wölbte, sah bleich und erloschen aus, und erweckte nicht sowohl den Gedanken an Finsterniß, als an ein Licht, welches todt und abgestorben war.

Alles, was in dieser unheimlichen Wüste Leben verrieth, war ein kleiner Lichtfunke, welcher anfangs in der Ferne schimmerte, sich aber endlich langsam dem trostlosen Orte näherte, wo Alciphron sich befand. Als der

Lichtfunke allmählig näher kam, konnte Alciphron bemerken, daß sein geringer aber beständiger Schimmer von der Fackel eines Mannes herrührte, der endlich vor ihm stand, alt und ehrwürdig, wie ein bleicher Bote aus dem Grabe.

Nach einem Augenblicke düstern Schweigens, während dem der Alte mit einem Ausdrucke trauriger Schwermuth auf Alciphron blickte, der diesem schneidend durch die Seele drang, sagte er endlich: „Du, der du ewiges Leben suchest, geh an die Gestade des dunklen Niles, geh dorthin, und du wirst das ewige Leben finden, das du suchest.“

Kaum hatte der Greis diese Worte ausgesprochen, als die Todtenfarbe seiner Wangen sich plötzlich zu einem Lächeln von überirdischer Verheißung verklärte, während die kleine Fackel, welche er in der Hand hielt, einen so hellen, leuchtenden Schimmer ergoß, daß plötzlich die ganze Wüste in heller, leuchtender Glorie erglänzte. Das Licht breitete sich bis zu des Horizontes fernstem Rande, über dessen Linien hinaus Alciphron Paläste, Thürme und Gärten sah, alle so glänzend wie im Strahle der untergehenden Sonne.

Süße Musik tönte aus jeder Richtung durch die Luft, und von allen Seiten strömte so mannigfaltiger Zauber auf den Schlafenden ein, daß er erwachte.

Die Ungläubisten sind oft die Abergläubigsten; diese alte, uralte Regel zeigte sich auch an Alciphron dem Philosophen wahr; er der noch vor wenigen Stunden allen Glauben an Götter, an himmlische Vorsehung verwarf, er hatte doch einen regen Glauben an Träume, und zwar um so mehr, da ihm mehrere schon in Erfüllung gegangen waren.

Das Gesicht dieser Nacht machte daher einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf den jungen Philosophen, und prägte sich nur noch tiefer in sein Gedächtniß, je mehr er dasselbe zu vergessen strebte. Umsonst spottete er seiner eigenen Schwäche, — solche Selbstverspottung ist sehr selten aufrichtig, — umsonst ging er seinen gewohnten Studien, umsonst auch seinen gewohnten Vergnügungen und Zerstreuungen nach. — Ihr Genuß war ihm wie gewöhnlich angenehm, aber in Mitte aller seiner Freuden, in Mitte der angenehmsten Unterhaltungen kam stets plötzlich das kalte und niederschlagende Bewußtsein seiner Sterblichkeit über ihn. Dazu gesellte sich seit dem Traume jener Nacht auch das Andenken an die räthselhafte Verheißung des geisterartigen Greises, an welche sich seine lebhafte Phantasie der Vernunft zum Trotze fest anklammerte.

Indem er sich auf diese Weise Ideen überließ, die fast nichts als eine Fortsetzung jenes Traumbildes waren, dachte er sogar an das mögliche Vorhandensein eines mächtigen Geheimnisses, durch welches seine Jugendzeit wo nicht eine ewige Dauer, doch wenigstens verlängert und die schreckliche Macht des Todes, in dessen Bereich die Liebe leidet, die Lust krankt, wo nicht aufgehoben, doch für lange Zeit aufgehalten werden könnte.

„Wer weiß," sprach er oft vor sich hin, „ob nicht in Aegypten, dem Wunderlande, wo das Geheimniß bis jetzt seine Schätze nur zur Hälfte entfaltet hat, wo noch unentziffert so viele hyroglyphische Schriften und Figuren auf vorsündfluthlichen Monumenten stehen, wer weiß, ob dort nicht ein mächtiger Zauber, ein Amulet verborgen ist, dessen Entdeckung mir eben jene Erscheinung versprach. Vielleicht warten jene Geheimnisse nur auf

meine Ankunft, um dann von mir enträthselt zu werden.“

So waren die Träumereien des jungen Philosophen beschaffen, aber auch in den besonnensten Augenblicken drängten sich ihm Gedanken an jenen Traum auf, und er beschloß endlich, dem Lande Aegypten, dem Lande, auf welchen ihn das Traumbild hingewiesen, einen Besuch zu machen, um dort durch Erfüllung, oder durch Enttäuschung von seiner Thorheit geheilt zu werden. Ohne Säumen theilte er daher den Mitgliedern der Gesellschaft, deren Oberhaupt er war, seine Absicht mit, eine Reise nach dem Lande der Pyramiden zu machen; keinem sagte er jedoch von dem unbestimmten, träumerischen Antriebe, der ihn dazu veranlaßte. Kenntnisse zu erwerben, gab er als Zweck seiner Reise an, doch alle schrieben seinen Entschluß nur dem Hange nach Vergnügungen und der Sucht nach Abwechslung zu.

Man fürchtete, das Beste der Gesellschaft könnte durch seine Abwesenheit leiden, und suchte ihn daher auf alle mögliche Weise in Athen zurückzuhalten. Doch seine weisen Anordnungen brachten die Geschäfte der Gesellschaft in Ordnung, und wer einmal einen festen Entschluß gefaßt hat, wird ihn nicht an dem Wunsche von Freunden und Bekannten scheitern lassen.

Und so war denn Alciphron im Sommer des Jahres nach unserer Zeitrechnung zweihundert drei und fünfzig nach des Herrn Tode, mit Empfehlungsschreiben nach allen Theilen Aegyptens versehen, im Begriffe abzureisen.

Achtes Kapitel.

Ein unvorhergesehener Fall.

Der junge Philosoph ordnete die Rollen seines Schreibeschrankes, als sein Auge auf eine versiegelte Kapsel fiel, in denen man im damaligen Zeitalter Briefrollen zu versenden pflegte. Er öffnete; das Datum war von Smyrna, vom Tage vor dem zwanzigsten des Monats, an welchem jenes Fest gefeiert worden, und an welchem Alciphron die seltsame Traumerscheinung gehabt hatte. Er mußte den Brief unter dem Geräusche der Vorbereitungen zu jenem großartigen Feste übersehen haben, und konnte sich nur noch erinnern, daß sein Diener ihm die Rolle mit der Bemerkung übergebrn habe, sie müsse Dinge der größten Wichtigkeit enthalten, indem sie ein eigener Bote überbracht habe.

Jetzt las er. Todtenblässe überzog sein Gesicht. „O all ihr Götter!“ rief er aus, „mein Wohlthäter, mein Pflegevater, der edle Helfius ist todt, und ich stand ihm nicht bei in den letzten Augenblicken, er starb, ohne mich, den er so sehr liebte, nach dem er so herzlich verlangte, auch nur noch ein Mal, und zwar zum letzten Male gesehen zu haben! Ach, nie werde ich den Edlen, den ich so sehr achtete und liebte, wieder sehen!“ — So jammerte der Philosoph. „Ach! der Tod, der bittere Tod, dieser Feind der Menschen,“ fuhr er fort, „er wird mir noch alles rauben, was ich Theures auf Erden besitze, meine Freunde werden sterben und auch die

letzte Blüthe vom edlen Geschlechte der Helsius, seine Tochter, auch sie wird sterben! O menschenfreundlicher Helsius! jedem Hilfsbedürftigen brachtest du Hilfe, dir selbst aber konntest du leider nicht helfen! — Vielleicht wenn du nur noch eine kurze Zeit gelebt hättest, dann— hieß es nicht in jenem Traumbilde, an den Ufern des dunklen Niles werde ich das ewige Leben finden?"

Hastig reiste Alciphron nun von Athen nach Smyrna ab; seine Betrachtungen auf dem ganzen Weg waren dunkle Vorstellungen von Tod und Sterblichkeit; dann hatte er aber auch wieder glänzende Visionen von Unsterblichkeit, von ewiger Jugend, ewiger Freude und ewiger Lust.

Glücklich erreichte er Smyrna; das Landhaus, die liebliche Villa, lag, wie es ihm schien, jetzt so traurig da, als ob sie in ein Grab, in ein Leichenhaus verwandelt wäre. Es war ja der Tod gekommen und gegangen, der Herold und Herr aller Vernichtung, dessen Hauch Alles welken macht; aus den Ställen des Landsitzes waren die Rosse fort, von der ganzen Menge der Diener war nur noch ein einziger grauköpfiger Alter da; die Spinne webte ihr graues Netz an den Wänden, die Fledermaus hauste in den luftigen Gemächern, und aus jenem Thürmchen tönet zur Nachtzeit das klagende Geschrei einer Eule.

Dort sprudelte die Quelle; im Marmorbecken ist das Wasser versiegt, und die künstlich gehauenen Reliefs von köstlicher Bildhauerarbeit sind mit Nesseln und Unkraut überwuchert. — O wie schön war es einst hier, als Alciphron mit der Tochter seines Wohlthäters hier fröhliche Spiele trieb, und der Alte ihnen Lieder griechischer Dichter auf der Lyra vorspielte; jetzt ruht nicht mehr

das greise Haupt des guten Alten im Zwielichte der Abenddämmerung hier; o wo seid ihr hingeschwunden ihr traulich schönen Tage? Dieß waren die Gedanken, die den sonst so fröhlichen Sinn des jungen Philosophen verdüsterten. Er schritt hastig durch den verwilderten Garten, mit dessen Pflege sich jetzt Niemand mehr befaßte. Er schritt durch die Pforte, und mit demüthigem Gruße empfing der alte Diener den wohlbekannten Pflegesohn seines verstorbenen Gebieters.

„Wo ist meine Schwester? sprich, wo ist sie?" so fragte Alciphron. „Eure Schwester," antwortete der Diener, „die Tochter des guten Helfius, befindet sich, seit ihr das letzte Mal auf Besuch hier waret, in Aegypten."

„In Aegypten!" wiederholte nachdenkend der Philosoph, und gab seinen Dienern sogleich Befehle, nach einem Schiffe zu sehen, welches in kürzester Frist dorthin absegle, schritt dann an des alten Sklaven Seite durch die öden Gemächer, und wählte zu seinem kurzen Aufenthalte das Zimmer, welches er früher bewohnt hatte. — Hier warf er sich auf einen Sitz, aufs Neue stürmten Betrachtungen über Tod und Sterblichkeit über ihn ein und regten alle seine Sinne auf.

Seine Diener kehrten zurück; in wenigen Stunden, berichteten sie, gehe ein Schiff nach Alexandrien unter Segel. Noch einen Augenblick verweilte Alciphron an der Urne seines edlen Wohlthäters und begab sich dann zu Schiffe.

er sich aber, wo und wann er sie schon gesehen habe. In solchen Gedanken verloren fuhr er fort zu rudern, kaum wissend, wohin er lenke, bis er sich unverhofft im Schatten der Todesstadt befand. — Er blickte auf und sah vor sich hintereinander Pyramide auf Pyramide emporsteigen, immer eine höher als die andere, während alle von einer an Größe übertroffen wurden, auf deren Spitze der klare Mond wie auf einem Piedestal ruhte.

Indem er dem Strande näher kam, der hoch genug war, um die Gräberstadt gegen den Bereich der Ueberschwemmung zu schützen, ließ er das Ruder sinken und das Boot müßig auf dem Wasser treiben, während seine Gedanken ebenfalls ohne Leitung und bestimmte Richtung umherschwankten. Wie ausschweifend und mannigfaltig auch die Träume waren, die durch seine Seele strömten, das Andenken jener flüchtigen und seltsamen Erscheinung im Tempel mischte sich in alle.

Bisweilen stand sie gleich einem überirdischen Wesen vor ihm, dann aber, wenn die düstern Gedanken, die ihn so oft heimsuchten, zurückkehrten, sah er sie kalt, ausgetrocknet und bleich mitten unter dem Dunkel dieser ewigen Gräber vor sich.

Indem er sich bei diesen Gedanken schaudernd von dem Leichenfelde abwandte, vernahm er den Schall eines eifrig durch das Wasser arbeitenden Ruders, und im nächsten Augenblicke sah er ein Boot an sich vorbeischiffen, in welchem zwei Gestalten saßen. — Nachdem eine derselben unweit des Ortes, wo der Philosoph hielt, ausgestiegen war, flog das Boot mit gleicher Schnelligkeit wieder über die Fluth zurück.

Alciphron hatte den Weg bemerkt, den die Gestalt, welche in dem Boote gekommen war, genommen hatte.

„Was," sagte er nun bei sich selbst, „hat Jemand um Mitternacht in dem Reiche der Todten zu suchen? Kann ich vielleicht ein Verbrechen verhindern, oder einen Menschen kennen lernen, dessen Weisheit größer als die meinige ist?" So sagte der Philosoph sich selbst täuschend, in Wahrheit aber wollte er nur seinen eigenen quälenden Gedanken entfliehen und seine Phantasie aus der unbestimmten Region, in die sie sich verstiegen, wieder zur Erde und in die Wirklichkeit zurückführen.

Eilends befestigte er sein Boot, stieg leise das Ufer hinan, und folgte der langsam gehenden Gestalt in einiger Entfernung langsam nach. Die Krümmungen des Weges, die sie machte, waren ziemlich verworren, indeß verbreitete das glänzende Mondlicht Helle genug, um den Philosophen in den Stand zu setzen, die Gestalt im Labyrinth der Denkmäler im Auge zu behalten. Endlich verschwand sie im Schatten einer kleinen Pyramide, deren Gipfel kaum die nächsten Bäume überragte, und rasch eilte Alciphron dem Orte zu, doch ließ sich ringsum keine Spur von Leben entdecken. Hätte er an eine andere Welt geglaubt, so würde er die Gestalt für ein Gespenst gehalten haben, ausgesandt, um ihn zu necken, so plötzlich war sie verschwunden. Er suchte auch im nahen Haine, doch er fand Niemand.

Endlich glaubte er, nachdem er die Stufen der Pyramide hinangestiegen war, nach langer Untersuchung die Anzeichen einer Oeffnung in selber zu finden, und nach vielen Versuchen und mehr aus Zufall griff er an eine verborgene Feder, welche die Oeffnung beherrschte. Im Augenblicke wich das Portal und zeigte eine Wendeltreppe, deren erste Stufen im Mondscheine sichtbar

waren, während die übrigen in tiefe Finsterniß gehüllt blieben.

Obwohl es kaum zu glauben war, daß die Gestalt, deren Spur Alciphron verfolgte, in diese Finsterniß hinuntergestiegen sein sollte, so konnte er sich doch das plötzliche Verschwinden derselben nicht auf andere Weise erklären; jedenfalls war seine Neugierde viel zu sehr aufgeregt, als daß er die Verfolgung hätte aufgeben wollen, und seine Lust an Abentheuern, ein Mal rege gemacht, war nicht so leicht zu beschwichtigen. Nachdem er noch einen Blick in die hellstrahlende Mondscheibe geworfen, ging er durch das Portal und stieg in die Pyramide hinab.

Am Fuße der Treppe fand er sich in einem niedern engen Gange, in welchem man, um fortzukommen, sich fast bis zur Erde bücken mußte. Obgleich der Weg in vielen Windungen fortlief, schien er doch nur wenig vorwärts zu führen, denn Alciphron bemerkte, daß er im Kreise lief und bei jeder Windung nur in noch tiefere Finsterniß führte.

„Kann hier," dachte er, „ein menschliches Wesen wohnen?" und kaum hatte er sich diese Frage gestellt, als sich der dunkle Pfad in eine lange Gallerie öffnete, an deren fernstem Ende Lichtschimmer sichtbar war. Dieser ihm so willkommene Schimmer kam jedenfalls aus einer Zelle oder Kammer, in welcher diese Gallerie enden mochte, und athemlos vor Erwartung setzte Alciphron seinen Weg fort.

Als er am Ende der Gallerie angelangt war, stellte sich seinen Augen ein Schauspiel dar, auf welches seine kühnsten Erwartungen nicht gefaßt waren. Der Ort, aus welchem das Licht kam, war eine kleine Kapelle,

von deren Innern der Philosoph aus dem Hinterhalte, wo er stand, ungesehen einen vollständigen und genauen Ueberblick erhielt.

In der Mitte der Kapelle, auf einem niedern Altare von Granit, lag eine leblose, weibliche Gestalt in einen kristalenen Sarg eingeschlossen, wie man in Aethiopien die Todten aufzubewahren pflegt, und zwar in so frischer Schönheit, als hätte die Seele den Körper erst seit wenigen Stunden verlassen. Ringsum war die Kapelle mit Denkmälern ausgeschmückt, die an Tod und Sterblichkeit erinnerten.

Diesen Todeserinnerungen schenkte jedoch der Philosoph sehr geringe Aufmerksamkeit, denn es befand sich in dieser Todtenhalle ein lebendiger Gegenstand, auf welchen sich neugierig seine Augen richteten.

Die Lampe, von deren Lichte die ganze Kapelle erleuchtet war, stand beim Haupte des bleichen Bildes im Sarge, und zwischen ihrem Lichte und dem Philosophen eine weibliche Gestalt, die sich über das Monument beugte, als schaue sie auf die schweigenden Züge des Leichnams nieder. Die Gestalt war von dem Lichte abgewendet, und Alciphron konnte ihr Gesicht nicht sehen. Aber selbst der Anblick ihrer Umrisse machte sein Herz pochen, und bei diesem Gefühle hatte wohl die Erinnerung nicht weniger Antheil als die Einbildungskraft. Sie wendete endlich ihr Haupt, ein Lichtstrahl fiel auf ihre Züge, und Alciphron sah mit einem Entzücken, das er laut auszusprechen versucht wurde, die junge Verehrerinn des Mondes, die Priesterinn der Isis, die heute Nacht seine Gedanken so sehr beschäftiget hatte, vor sich, geheiliget durch die ehrfurchtgebie-

tende Stelle, auf welcher sie stand, und ihm fast wie eine Bewohnerinn einer andern Welt erscheinend.

Die Bewegung, durch welche sie Alciphron Gelegenheit gegeben, sie zu erkennen, geschah, um ein kleines silbernes Kreuz, welches auf der Brust der Todten lag, aus dem Sarge zu nehmen. Sie brachte es zu ihren Lippen und küßte es mit religiöser Inbrunst; dann ihre Augen erhebend, blickte sie mit einer begeisterten Andacht empor, als ob sie in diesem Augenblicke in unmittelbarer Verbindung mit dem Himmel stehe und weder die Decke noch irgend eine irdische Schranke zwischen ihm und sich sehe.

Welche Macht liegt in der Unschuld! — selbst ihre Hilflosigkeit ist ihre Schutzwehr. Der Philosoph hätte noch vor Kurzem Summen Geldes gegeben, sie sprechen zu können, sie zu befragen, in welchen Verhältnissen sie früher zu einander gestanden; jetzt stand sie vor ihm, und er wagte nicht, sie anzureden.

So ergreifend war die Reinheit der ganzen Scene, so ruhig und würdig der Schutz, den die Todte der Lebenden verlieh, daß er alle irdischen Gedanken fliehen ließ und ehrfurchtsvoll selbst die Hände faltete, als wolle er die Götter, an welche er doch nicht glaubte, anflehen, sie möchten die Jungfrau erhalten, so rein, so schön, so hold wie sie in diesem Augenblicke war.

Entzückt von dieser Scene und mit pochendem Herzen wie einen Raub sie genießend, schien es dem Philosophen Unrecht, hier länger zu weilen, und er hätte eher sein Herz auf der Stelle, wo er stand, brechen lassen, ohne Murren, ohne Seufzer, als daß er das heilige Schweigen nur durch einen Laut hätte unterbrechen mögen.

Leise, wie wenn sein Leben von einer seiner Bewegungen abhinge, stahl er sich von dem ruhigen und heiligen Schauplatze hinweg, ihn so heilig und ruhig lassend, wie er ihn gefunden, und durch dieselben Gänge und Wendungen, durch die er eingetreten war, zurückkehrend, erreichte er endlich wieder die schmale Wendeltreppe und schritt zum Lichte empor.

Die Sonne war eben aufgegangen und vom Gipfel der arabischen Berge strömten ihre Strahlen in das weite Thal der Gewässer hernieder, als wäre sie neidisch auf die Huldigung, die in der Nacht ihrem weit bleichern Gefährten, dem Monde auf Erden zu Theil geworden war.

Es dufteten die Blumen, welche in reicher, aber düsterer Pracht um die Denkmäler der Todtenstadt blühten; es sangen von den Wipfeln der Bäume die Vögel in tausendstimmigem Chor, und aus den spiegelhellen Wassern schien widerstrahlend in Schönheit und Pracht das Bild der Sonne.

Gedankenvoll wanderte Alciphron dem Orte zu, wo sein Boot lag; die Ereignisse dieser Nacht schienen ihm Bilder eines neckenden Traumes zu sein, und doch, wenn er um sich blickte, mußte er sich von der Wahrheit des Gesehenen überzeugen, denn dort über das Wasser leuchteten die Säulen des Isistempels herüber, von welchem die Boote der Pilgrime, eines nach dem andern, zurückkehrten, und weilte er denn nicht selbst noch an dem Orte, wo er so Unglaubliches und Seltsames erlebt?

Er beschloß, der Stätte der Todten für jetzt Lebewohl zu sagen, um ein anderes Mal wiederzukehren, in der Zwischenzeit sich aber alle Mühe zu geben, Näheres

über die ihn so bekannt erscheinende Unbekannte zu erfahren.

Er bestieg sein Fahrzeug und ruderte langsam einem entfernten Landungsplatze zu, der nicht weit von der Stadt Memphis gelegen war.

Zwölftes Kapitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Er fand in seinem Boote einige Datteln und getrocknete Früchte, deren er immer einen kleinen Vorrath bei sich führte, da es in seiner Lebensweise in Aegypten lag, oft tagelang auf dem Wasser umherzuschwärmen. Die Speisen gewährten ihm nach so vielstündiger Entbehrung eine eben so angenehme als schmackhafte Erquickung.

Nach kurzer Fahrt landete er an dem Orte, den er sich zu seinem Aussteigeplatz ersehen hatte; er band sein Fahrzeug an, und lehnte sich voll von Gedanken und Erinnerungen an den Stamm einer Sykomore und starrte nachdenkend auf die weite Fläche des Wassers. Nicht lange stand er einsam, denn der Strand wimmelte bald vom geschäftigen Treiben der Menschen, deren Anblick zerstreuend auf den Geist des Philosophen wirkte.

Er überzeugte sich bald, daß nicht Geschäfte, sondern Neugierde die Meisten der Menschen an den Strand fesselte, und bald sollte er die Ursache davon erfahren.

Aus einem der Kanäle, welche aus Memphis führten, schwamm ein großes, schwarzbemaltes Fahrzeug langsam daher; sanft klagende Musiktöne erschollen vom Borde desselben, Weihrauchwolken stiegen empor, und hoch auf einem erhöhten Paradebette lag der einbalsamirte Leichnam eines Jünglings, der in der Blüthe seines Lebens gestorben sein mußte.

Aufmerksam blickte Alciphron auf das langsam dahingleitende Schiff; ach er hatte denjenigen gekannt, der jetzt nach der Todtenstadt in die ewige Ruhestätte geführt wurde; wenige Tage waren es, daß er noch der Fröhlichste beim Becher, der Fröhlichste im heitern Freundeskreise gewesen, und jetzt — „o der fürchterlichen Kontraste, die das Leben hat," seufzte er, „dort weint ein Kind und ringsum in den Büschen singen theilnahmlos die Vögel; dort stirbt ein alter Palmbaum ab, und in seinem Schatten grünet der Epheu; dort schallen die Grabgesänge, und bald darauf singen die nämlichen Kehlen ein fröhliches Lied Anakreon's!"

Wie er so stand und so dachte, gewahrte er unter den Gruppen der Zuschauer, welche dem Leichenzuge, die meisten unter Scherzen und Lachen, wenige in Betrachtungen ernster Natur vertieft, nachgafften, einen jungen Mann, eben so alt wie er selbst, der die Natur eher als ein Trauerhaus als eine Stätte des Vergnügens zu betrachten schien, denn Trübsinn sprach sein ernstes und geistreiches Gesicht aus. Aufmerksam betrachtete Alciphron diesen jungen Mann, und noch aufmerksamer lauschte er, als er hörte, daß er eben eifrig mit sich selbst sprach, denn Alciphron war hinter dem Stamme des Baumes verborgen, so daß der Philosoph wohl alles hören, jedoch selbst nicht gesehen werden konnte.

Der Fremde sprach in langen Absätzen ungefähr Folgendes: „Da führt man nun wieder einen Jüngling zu Grabe, und die Leute bemitleiden ihn, und klagen, daß er so früh gestorben; und doch hätte er länger gelebt, wäre sein Leben vielleicht zu beklagen gewesen, und er hätte vielleicht selbst sein Dasein verwünscht! — Wie Viele gibt es nicht in der Welt, die noch umherirren und nicht fühlen, daß es mit ihrem wahren Leben schon längst vorüber ist. Vielleicht hat der Tod vergessen, diese Menschen abzuholen, und sie gleichen einem Schauspiele, das zu loben gewesen wäre, hätte es beim vierten Aufzuge geendet, das aber, zu einem fünften ausgedehnt, Langeweile und Ueberdruß erregt.

„O wie trefflich ist Alles in der Welt eingerichtet, welches Ebenmaaß, welche Ruhe und Harmonie Gottes herrscht über Alles, und der Tod, den die Menschen so sehr verwünschen, ist eine der weisesten Einrichtungen der göttlichen Vorsehung, ein wahrer Weisheitslehrer für die Menschheit.

„Der Mensch, der dem Pflanzenreiche Wiege und Sarg und die meisten der Bedürfnisse und Genüsse seines Daseins verdankt, bezahlt ihm auch redlich wieder seine Schuld, und nährt mit den aufgelösten Theilen seines Körpers wieder Pflanzen, die die allliebende Natur als grüne Decke über den schauerlichen Anblick seiner modernden Gebeine ausbreitet. Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blumen, die am Morgen blühen und am Abende verwelkt sind; das Gras verdorret und die Blume fällt ab. — Wir Menschen sind die Wellen im Strome der Zeit, wir sehen die Wellen kommen und zerschellen, wir

sehen die Blumen, die Blätter, die Früchte entstehen und auch wieder verschwinden, und wir Menschen möchten von dieser weisen Anordnung Gottes, deren Nothwendigkeit und Nutzen doch so einleuchtend ist, ausgenommen, möchten unsterblich und nicht vergänglich wie alles Irdische seyn! Das unvermeidliche Schicksal aller Körperwesen ist nun eben Zerstörung; Mineralien verwittern, Pflanzen und Thiere modern und verwesen, und so werden denn die Menschen auch wieder zu Erde werden, aus welcher sie der Allmächtige schuf mit seinem mächtigen Schöpferworte."

Des Fremden laute Betrachtungen waren geendet, er schwieg nachdenkend und ahnte nicht, daß wenige Schritte von ihm entfernt sich Jemand befinde, der jedes seiner Worte vernommen hatte. Alciphron war begierig, ein Gespräch mit dem Manne anzuknüpfen, dessen Grundsätze so himmelweit von seinen eigenen verschieden waren; er trat daher vor und grüßte den Fremdling mit freundlichem Gruße; dieser antwortete seinen Gruß einfach erwiedernd: „Friede sei mit euch!"

Der Philosoph sprach nun zu ihm: „Ihr habt so eben lange von Tod und Vergänglichkeit alles Irdischen mit euch selbst gesprochen; ich habe euch, hinter diesem Baume verborgen, lange aufmerksam zugehört. Habt ihr denn keine, gar keine Furcht vor dem Tyrannen, der uns in Mitte unserer Freuden, aus dem Kreise der liebenden Freunde hinwegreißt? O ich hasse den Tod und das Schauspiel, das wir so eben gesehen, und ich verhehle nicht, eure Reden haben meinen Eckel und Widerwillen gegen den unwillkommenen Gast noch vermehrt."

Lange und aufmerksam, als wolle er in seinem Innern lesen, hatte der Fremde Alciphron mit durchdrin-

genden Augen angesehen, dann sagte er nach einigem Nachdenken: „Was ist denn der Tod eigentlich? Was ist sterben? diese Fragen können wir uns erst dann beantworten, wenn wir selbst gestorben sind, denn noch ist keiner der Abgeschiedenen zurückgekehrt. Statt über dieses unauflösbare Räthsel nachzugrübeln, halte ich es für besser, dem Tode muthig entgegenzugehen, immer bereit zu sein, ihn zu empfangen; auf diese Weise verliert das Unabwendbare seinen Schrecken, und wir werden den Tod empfangen wie einen alten lieben Freund, der mit uns eine kurze Reise machen will. Der Tod ist das tiefste Räthsel der Natur; Tod im Leben und Leben im Tod seht ihr in jedem Samenkorn; es verschwindet, der Erde Schooß verdeckt es dem Auge des Menschen, und gerade wenn wir meinen, es sei ganz und gar vernichtet, siehe da bricht es mit neuem Leben wieder aus dem Grabe hervor und trägt tausendfältige Frucht. Es ist aufs Neue geschmückt mit seiner grünen Pracht, um bald wieder dem ewigen gleichen Wechsel zu verfallen.“

Der Fremdling schwieg, der große Philosoph aber, der solche seltsame Reden noch nie vernommen hatte, fühlte sich unwillkührlich zu dem Manne hingezogen, und auch dieser schien sich nicht ungern mit Alciphron unterhalten zu wollen.

„Ihr redet von Ergebung in das herbe Geschick des Sterbens,“ sprach Alciphron, „aber ich verstehe euere Grundsätze nicht recht, noch weniger kann ich aber dasjenige, was ich verstanden, billigen. Wir Menschen sind auf so wunderbare Weise entstanden, ist es nun nicht räthselhaft, daß wir auf eine so alltägliche Art wieder abtreten müssen von der Erde, die so schön, so

herrlich, so wunderbar ist? O wenn mein Leben in alle Ewigkeit dauern würde, die Erde könnte dennoch stets Neues für mich hervorbringen, mir stets neues Vergnügen, stets Stoff zur Bewunderung bieten. Aber weit entfernt davon, daß uns ein ewiger Genuß alles dieses Schönen zu Theil wird, endet plötzlich der Tod unser Dasein, reißt den Helden von der Bahn des Ruhmes, den Philosophen von seinem beschaulichen Leben weg, und nichts bleibt von ihnen übrig, als ein Häufchen todter Asche."

„Ihr seid, wenn ich nicht irre, Alciphron der Philosoph von Athen," entgegnete der Fremde, „dessen Ruhm so herrlich strahlet, dessen Name manches Jahrhundert überleben wird, — dünkt euch denn der Nachruhm, diese Unsterblichkeit des Geistes, edler als die des Körpers, nicht des Strebens und Mühens werth?"

„Nein, nein!" rief heftig Alciphron aus, „dieser Lohn ist mir nicht genug. Wohl nennt man mich den großen Philosophen, wohl ist es möglich, daß mein Ruhm den Glanz manches Reiches überdauert, doch was nützt es mir? Mein Gebein, meine Asche wird zerstreut; ich fühle nicht mehr, ich theile mit dem Unwissendsten das gleiche Loos, das Loos der Vergänglichkeit, des Aufhörens auf immer. Wenn auch die Welt von meinem Ruhme wiederhallte von den Säulen des Herkules bis dorthin, wo im Meere India ein tiefer Abgrund die Erde endigt, was habe ich für einen Vortheil davon? Was soll der köstlichste Leckerbissen auf der Gruft eines vor Hunger Gestorbenen? Ich will euch die Geschichte meines Lebens erzählen, wer Ihr auch sein möget, Fremdling, und dann urtheilt, ob ich nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein mit dem Loose, das mir bevorsteht."

„Ich schätze euer Vertrauen," sprach der Fremde, „aber euer Ruhm, eure Weisheit, welche die ganze bekannte Erde rühmt, räumt mir das Recht ein, zu fordern, daß ihr zuerst meine Geschichte hört, damit ihr nicht etwa der Meinung Raum gebt, ich wolle euer Vertrauen mißbrauchen. — Meine Geschichte läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Ich bin ein Aegyptier, Alexandria ist mein Geburtsort, mein Vater, meine Mutter, alle die Meinigen sind mir schon vorangegangen in das dunkle Reich des Todes.

„Ich hatte noch eine Braut, mein Einziges, mein Alles in der Welt; sie war von weit höherm Stande als ich, und dennoch verschmähte sie meine Werbung nicht. Da starb sie plötzlich, eine Blume, gewelkt im heißen Strahle des Lebens; ich weinte, ich schäme mich dessen nicht, denn Weinen ist menschlich. Dann aber erwog ich kalt, daß mich nach einer kurzen Spanne Zeit ja dasselbe Loos treffen werde, und wohl mir, dachte ich, im Grabe ist Friede und Ruhe, während es auf der Erde stürmt und tobt, und das schwache Menschenherz harte Kämpfe zu bestehen hat.

„Ich bin ein Bildhauer, beschäftigte mich schon viele Jahre damit, Bildsäulen und Statuen der Götter zu meiseln, welche Arbeiten mir auch stets reichen Lohn brachten. Merkwürdige Umstände, die auch den großen Philosophen nicht interessiren werden, bewogen mich, meine letzte Statue, die Göttinn Isis, unvollendet zu lassen und mich nie wieder mit Verfertigung von Götter-Statuen zu beschäftigen.

„Arbeiten für Ausschmückung von Palästen, die Verfertigung von Abbildungen berühmter Männer des Alterthumes gewähren mir jedoch immerhin reichliches

Auskommen. So lebe ich still und friedlich mein Leben dahin, der Tod ist mir nur des Schlafes Bruder, Gedanken an Irdisches und Vergängliches sind meine liebste Unterhaltung, und mein gegenwärtiges Werk, an welchem ich mit Eifer und Fleiß arbeite, ist die Statue eines herrlichen Jünglings, der, so lange er lebte, die Blüthe und der Stolz der Stadt war, jetzt aber todt ist. Er wurde zwar begraben *), aber durch Zufall nur drei Tage nachher wieder dem Schooße der Erde entrissen, und mein Bildniß soll ihn in diesem Momente darstellen. Wißt ihr wohl wie er aussah? Ihr schüttelt fast mit Eckel das Haupt, — ich will es euch sagen."

Nun machte er von dem Körper, der bereits in Verwesung überzugehen begann, eine so grausenhafte Beschreibung, daß Alciphron sich das Gesicht verhüllte, und den gräßlichen Menschen, dessen Phantasie mit Entzücken in den entsetzlichsten, abschreckendsten Nachtseiten des menschlichen Daseins, in Tod und Verwesung zu schwelgen schien, dessen Grundsätze so sehr von seinen eigenen abwichen, schnell verlassen wollte, doch er konnte nicht; etwas in seinem Innern sagte ihm, daß seine eigene Phantasie, nur in anderer Weise, eben so ausschweifend sei, als jene des Bildhauers, doch sprach er zu ihm:

„O schweigt! Es scheint euch Genuß zu gewähren, den Untergang des menschlichen Lebens in seiner ganzen Blöße darzustellen; ich habe Abscheu vor solchen Gedanken. Das Leben ist etwas so Edles, so unaussprech-

---

*) Dieser Jüngling muß also nicht dem Götzendienste zugethan gewesen sein, indem die Heiden ihre Todten verbrannten.

lich Herrliches, nur der kann es schätzen, der sich noch in seinem Vollgenusse und in der Kraft desselben befindet, und ihr wollt es, wenn gleich nur auf Augenblicke, durch so fürchterliche Bilder verhaßt machen. Mich schaudert bei der bloßen Erinnerung, todt, kalt, erstarrt im Grabe zu liegen, und darum erscheint mir das Leben so wünschenswerth, der Tod aber so fürchterlich.

„O Leben! Frühlingsleben in der Kraft des Mannesalters, was gibt es Herrlicheres als dich? O große schöne Welt, in der Griechenland, Aegypten wie kleine bunte Kindergärtchen liegen, uralte Welt und doch so neu, daß auch der Greis, der achtzig Jahre durch ihre Pracht gewandert, dich und den neu erwachenden Frühling immer wieder aufs Neue anstaunt! Und der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen mannigfaltigen Wundern, wie schön, wie entzückend ist er! Wenn ich mir dagegen das schreckliche Gegentheil aller dieser Herrlichkeiten, den Tod, denke, — ich liege in kalter Gruft, und ober mir schaut eine Lerche, im Neste brütend, sehnsüchtig nach ihren Kleinen empor, die zum ersten Male ihre Schwingen versuchend, ihr Lied hoch in die Luft wirbeln! — Doch jetzt lebe ich noch, das fröhliche Dasein der Lebendigen ist noch mein, noch sehe ich die Sonne hell am Himmel strahlen; bald aber vielleicht nicht mehr; denn heute noch röthet die Freude unsere Wangen, morgen, ach morgen vielleicht schon scheint der Mond auf unser Grab."

Voll Wärme hatte der Philosoph gesprochen, und erst bei seinen letzten Worten hatte sich seiner der alte Trübsinn bemeistert. Nun schlug er trotzig den Mantel um der Schulter nervige Blöße und wollte den Bildhauer, der ihm Grauen einflößte, verlassen. Doch mit

fester und kräftiger Hand hielt ihn dieser und sprach lächelnd:

„Es scheint, ihr wollt mir eure versprochene Lebensgeschichte vorenthalten; gleichviel, ich bin nicht neugierig. Aber wie, wenn ich das Mittel wäre, euch auf den Weg zu leiten, der euch Leben, ewiges Leben bringen könnte, ein Leben, das weit über irdisches erhaben ist, das auch eurer Weisheit stets neue, unversiegbare Nahrung gewähren würde?“

Alciphron stand erstaunt. „Wie,“ rief er aus, „ihr besitzet solche Wissenschaft, ihr seid im Besitze eines solchen Geheimnisses? O wenn es so ist, dann habt ihr Recht, so spöttisch, so verächtlich vom Leben zu reden, denn der Tod, dem ihr eine Lobrede hieltet, er ist nicht für euch; was kümmert es euch, wenn auch die halbe Welt in Staub und Asche fällt, ihr bleibt ja unwandelbar. — Doch sagt, wo ist der Weg, wo das Mittel zu finden, die zum ewigen Leben führen, wo kann man Schutz gegen das Alter, wo Sicherheit gegen den großen Würger, den Tod, erhalten? Sprecht, o sprecht! ich bin reich, Gold und Kleinodien sind mein Eigenthum, ich will redlich mit euch theilen, doch sprecht!“

Lächelnd hörte der Bildhauer den drängenden Frager an, doch wehmüthig war sein Lächeln, er schien eben daran zu denken, daß auch die schöne und anmuthige Gestalt des Philosophen, die seinem an schöne Formen gewöhnten Auge so sehr gefiel, vergehen und nichts zurücklassen werde, als ein kleines Häuflein Asche.

„Ich glaube es wohl,“ begann er endlich, „daß ihr gerne die Hälfte eurer Schätze gegen die Kunst, ewig zu leben, vertauschen möchtet; wohl besitze ich das Geheimniß dieser Kunst, doch es euch jetzt schon mitzuthei-

len, steht nicht in meiner Gewalt. Ich will aber sehen, was ich für euch thun kann; kommt um die Abendstunde öfter auf diesen Platz, auf welchem wir uns jetzt befinden, und wenn ich von Jenem, dem ich Bewahrung des Geheimnisses geschworen, die Erlaubniß erhalten habe, es euch mitzutheilen, so soll es gerne geschehen. Es würde mir Freude gewähren, mit euch die lange Wanderschaft zu machen, mit euch die namenlosen Freuden des Daseins zu genießen, und das Mittel gewesen zu sein, euch auf den rechten Weg zu führen. Lebt wohl! — Friede sei mit euch!"

Ehe noch der Philosoph sich von seinem Erstaunen erholen konnte, war der Bildhauer bereits verschwunden, und träumend sah Alciphron der Richtung zu, wo er ihn aus den Augen verloren hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Wunderbares.

Das Vergnügen galt nun Alciphron nichts mehr; jeden Tag besuchte er den Ort, wo er den Bildhauer gesprochen hatte, und mißmuthig, ihn nie mehr zu finden, fuhr er gewöhnlich nach der Todtenstadt, um dort vielleicht das räthselhafte Mädchen zu sehen.

Doch seine Mühe war auch in dieser Beziehung vergeblich, und er fand weder jenen, noch dieses; doch dessen ungeachtet suchte der Philosoph rastlos ihre Spur. Seine Freunde, deren er sich durch die Leichtigkeit und

Lebendigkeit in seiner Unterhaltung, so wie durch seine Weisheit viele erworben hatte, spotteten nachsichtslos über seine wiederholten Gänge; sie glaubten wohl gar, er sei nicht recht bei Sinnen, denn sie konnten die Veränderung, die mit dem lebenslustigen Manne plötzlich vorgegangen, nicht begreifen.

Einst war Alciphron wieder nach der Gräberstadt gefahren; mehrere Male hatte er bei Nachtzeit jene Kapelle in der Pyramide wieder besucht, und auch heute wollte er es wieder thun.

Er zündete die Leuchte an, die er aus seinem Boote mit sich genommen hatte, berührte die Feder der Pforte, sie öffnete sich, noch einige Sekunden, und er befand sich wieder im Innern der Pyramide, und da er beim Lichte seiner Lampe den Windungen schneller folgen konnte, war er bald an der Thüre der Kapelle in der kleinen Gallerie.

Er betrat sie noch immer voll heiliger Scheu, obwohl jetzt, ach! nichts mehr Lebendes darin war. Die junge Priesterinn war verschwunden, doch alles Uebrige war geblieben, wie Alciphron es damals verlassen hatte. Die Lampe stand noch brennend auf dem Cristalschreine, wie sie Alciphron schon seit mehr als zwei Wochen getroffen hatte; das Kreuz lag, wohin es die Hände der jungen Traurenden damals gelegt hatten, und die kalte Leiche besaß noch den nämlichen ruhigen Blick, wie ausgesöhnt mit der Einsamkeit des Todes, — von allen einsamen Wesen das einsamste. — Er wollte zum Andenken das Kreuz mit sich nehmen, aber ihm war, als begegneten die Augen der Todten den seinigen, und erschreckt und trübsinnig legte er das Kreuz wieder auf den Schrein.

Er gab nun jede Hoffnung auf, jemals wieder das seltsame Wesen zu treffen, und verließ, nachdem er noch einen langen Abschiedsblick auf die Todte geworfen hatte, langsam und mit zögernden Schritten die Kapelle.

Da erlosch plötzlich seine Lampe, zu gleicher Zeit ertönte ein lauter Schall in einiger Entfernung, dem alle die traurigen Echos der Todtenstadt ringsum antworteten. Der Schall kam, wie Alciphron wußte, von dem großen Tempel am Strande des Sees her, und war jener, den die Pforten desselben, — die Pforten der Vergessenheit genannt, — stets durch die Bewegung um ihre Angeln verursachen, wenn sie Nachts geöffnet wurden, um einen neugelandeten Todten zu empfangen.

Der Philosoph hatte früher mehr als ein Mal diesen Schall vernommen, und stets mit einem düstern Gefühle, aber in diesem Augenblicke durchbebte er ihn wie eine Stimme übler Vorbedeutung, und fast überwältigte ihn die Furcht, und er wollte eilends aus dem Grabe ins Freie fliehen.

Doch es blieb ihm keine Zeit mehr dazu, denn plötzlich ertönten seltsame musikalische Töne von unaussprechlichem Wohllaute, Blitze durchschlängelten die Höhle und Donnergekrache übertäubte den Klang der Musik. Verwirrt, entsetzt, erschrocken hielt sich Alciphron an der Wand der Höhle und schaute vor Schrecken fast starr, mit vom grellen Lichte der Blitze fast geblendeten Augen um sich.

Plötzlich zeigte sich hoch über ihm ein schwirrendes Feuerrad, das sich eben so plötzlich in eine Schlange verwandelte, deren Schuppen phosphorisch leuchteten, und die, den Schweif im Munde und sich drehend, ein Sinnbild des Unendlichen und Ewigen darstellte.

Auch sie verschwand, und von einem glühenden Stabe, den eine unsichtbare Hand hielt, wurden in Feuerschrift die Worte an die Wand geschrieben: „Die Götter gewähren weisen Menschen Unsterblichkeit und ewige Jugend; erkundige dich in Memphis nach Hekata, einer Eingeweihten in dieses Geheimniß!"

Alles verschwand, dunkle Nacht, lange Stille herrschte, da leuchteten plötzlich noch ein Mal die Blitze in grellem Scheine, noch ein Mal brüllte der Donner, dann war es wieder stille, und nun tönte noch ein Mal jene unaussprechlich süße Musik.

Auch sie verstummte, Schweigen herrschte in den Hallen des Todes, Entsetzen und Schrecken bemächtigten sich der Seele des Philosophen, und er eilte halb besinnungslos vorwärts dem Ausgange zu, ohne sich auch nur noch ein Mal umzusehen.

Glut wogte durch seine Adern, der heiße Schweiß der Angst hatte seine Kleider durchnäßt, und draußen war es kalt, und als er sein Boot bestiegen hatte und in stürmischer Eile dahinruderte, klapperte er trotz der gewaltigen Anstrengung vor Frost mit den Zähnen.

Endlich erreichte er seine Wohnung und warf sich auf das Lager; eine Krankheit, die Folge von Aufregung und Erkältung, überfiel ihn; die Schauer des Todes schwebten über ihm, und wenig fehlte, so hätten sich die Pforten der Todtesstadt auch für ihn geöffnet und geschlossen; dieses Mal würde er aber ihren Laut gewiß nicht mehr vernommen haben.

Als die Macht der Krankheit gebrochen und er wieder im Stande war, gehen und handeln zu können, da wollte er keinen Augenblick verlieren und die Andeutungen verfolgen, die ihm die feurige Erscheinung gegeben.

Was ihm jene Erscheinung gezeigt hatte, ging weit über das Begriffsvermögen dessen, den man für den Weisesten der Weisen hielt. „Es gibt keine Götter!“ sprach er zu sich, — „und doch jene seltsame Begebenheit! Waren denn jene leuchtenden Schriftzüge, jene himmlischen Töne nicht überirdisch?“

Mit Aufmerksamkeit forschte er nach Hekata, welche die Inschrift, die er stets vor sich zu sehen glaubte, als eine Vertraute aller Weisheit und als in Memphis wohnhaft bezeichnet hatte. Nicht lange durfte er fragen, denn in einer der Vorstädte der Stadt, in einer der ärmlichsten Hütten lebte eine alte Zauberinn, wie sie das Volk hieß, übel berüchtigt als Todtenbeschwörerinn und Verfertigerinn von Giften, Amuleten, welche gegen böse Blicke schützen sollten, und dergleichen abergläubischen Dingen.

Zu ihr beschloß Alciphron zu gehen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Christ.

Doch nicht geschwächt von der Macht der Krankheit wollte Alciphron diese so berühmte Person besuchen; er ahnte, daß vielleicht bei ihr seine Körper- und Seelenkräfte in gleichem Maße in Anspruch genommen werden könnten, und wollte daher den Besuch bis zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Gesundheit verschieben.

Oft ging er einsam und nachdenkend am Gestade des Flusses lustwandeln und dachte mit tiefem Sinnen über Weisheit und Unsterblichkeit nach.

Als er eines Tages wieder am Wasser hinging, gewahrte er einen Trupp Menschen, die mit harter Arbeit beschäftiget waren, indem sie die Ufer des Gestades gegen das Andringen des Wassers befestigten, und hart und mühevoll waren ihre Anstrengungen. Alciphron sah theilnehmend auf diese Menschen, die, um ihren täglichen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich so sehr anstrengen mußten, und die doch von Gott eben sowohl Leben und Geist, vielleicht mehr Geist erhalten hatten, als die reichen Müßiggänger, die ihren Arbeiten in behaglicher Ruhe zusahen. O wie traurig ist es, dachte er, daß der Müßiggang so oft im Ueberflusse schwimmt, und der Arbeitsame sein Brod in der Hitze des Tages, im Schweiße seines Körpers, unter Anstrengung und Sorgen verdienen muß, und daß alles dieses nur mit einem geringen Lohne vergolten wird! Doch der Stand ehrt den Mann, der des Standes Pflichten treu erfüllt, aber wie viele gibt es, welche ihren Stand erniedrigen, weil sie seine Pflichten vernachläßigen.

Alciphron hatte alle Ursache zu solchen Betrachtungen, da er unter den Arbeitern viele gewahrte, die nur dann ihren Spaten fleißig handhabten, wenn sie bemerkten, daß das Auge des Aufsehers auf sie gerichtet sei.

Unter diesen Arbeitern fiel dem Philosophen besonders ein Mann auf, der, ohne sich umzusehen, fleißig und unermüdet fortarbeitete. Nur bisweilen machte er einen Augenblick Halt und schöpfte tief Athem, um in der nächsten Minute wieder mit der nämlichen Anstrengung seine Arbeiten fortzusetzen.

Was ist wohl die Ursache, dachte Alciphron, daß dieser Mann thätiger ist, als die übrigen? warum gibt er sich mehr Mühe, da er doch bei gleichem Lohne auch gleichen Schritt der Arbeit mit ihnen halten könnte?

Während der Philosoph noch so dachte, war das Zeichen gegeben worden, welches den Schluß des heutigen Tagewerkes verkündete. Die Arbeiter ließen ihre Werkzeuge sinken und empfingen den so willkommenen Laut, der auch ihnen die Stunden der Ruhe brachte, mit lautem Jubel. Der Arbeiter, der die Aufmerksamkeit Alciphrons vorzüglich auf sich gezogen hatte, blieb dabei sehr gleichmüthig, er murmelte einige Worte, blickte andachtsvoll zum Himmel, und wollte sich dann schweigend entfernen.

Alciphron hatte von jeher die Gewohnheit gehabt, sich mit Leuten von geringem Stande zu unterhalten, und mannigfaltig waren die Vortheile, die er aus solchen Unterhaltungen schöpfte. — Er trat also dem Arbeiter näher und grüßte ihn freundlich. Mit Erstaunen nahm er wahr, daß dem Manne die äußern Gehörwerkzeuge, die Ohren, fehlten; seine Haare waren schon grau, während Bart und Augenbraunen noch die Farbe besaßen, die man bei einem kräftigen Manne in der Blüthe seines Lebens zu sehen gewohnt ist. Mit den Worten: „Friede sei mit euch!“ erwiederte der Arbeiter den freundlichen Gruß des Philosophen; Alciphron war es, als hätte er diesen seltsamen Gruß, der in dem Lande nicht gewöhnlich war, erst neulich aus einem ganz andern Munde vernommen, konnte sich aber nicht erinnern, wann und wo.

Er sagte daher dem Arbeiter, um das Gespräch zu beginnen: „Ihr habt hier ein schweres Tagewerk voll-

bracht; ich habe euch längere Zeit beobachtet und gefunden, daß ihr ganz anders, mit weit größerm Fleiße nämlich, arbeitetet und euch mehr Mühe gabt, als die andern, — wie kommt dieß? sagt mir es, wenn ihr einem euch Unbekannten eine Frage beantworten wollt."

„Das will ich euch gerne sagen," entgegnete der Angeredete, indem er sein Werkzeug auf die Achsel warf und an des Philosophen Seite dahinging, „jene Leute, welche ihr nachläßig und verdrossen ihr Geschäft verrichten sahet, dachten gewiß in diesen Augenblicken an den Reichthum, den andere Personen auf Erden besitzen, während sie so arbeiten und sich abmühen müssen, und diese Betrachtung machte sie dann verdrossen und — es ist ein hartes aber wahres Wort, das ich hier ausspreche, — faul. Sie denken nicht, daß es eine sehr weise Einrichtung ist, daß nicht Jedermann reich ist, weil sonst Niemand arbeiten wollte, und der Reichthum allen Werth verlieren müßte."

„Und wie kommt ihr denn dazu, anders zu denken, als eure Gefährten?" fragte Alciphron neugierig.

„Weil ich mir mit ein klein wenig Arbeit mehr das süße Bewußtsein erkaufen will, meine Pflicht treu und aufrichtig und mit redlichem Herzen erfüllt zu haben, erfüllt zu haben die Bestimmung, die Gott allen Menschenherzen gegeben, die Bestimmung, daß er arbeiten und im Schweiße seines Antlitzes sein Brod verdienen soll.

„Und o es ist süß, am Abende sagen zu können, der Tag ist vollbracht, ich habe das, zu dem mich Gott auf Erden bestimmte, redlich vollbracht, und dieses süße Bewußtsein sollte ich wegen der kleinen Mühe, welche die übrigen Arbeiter scheuen, entbehren? Nein, nein!

Und glaubt mir, diesen trägen Arbeitern wird ihre Arbeit saurer und mühsamer als mir, denn die Last der Thätigkeit erscheint ihnen nach ihrem periodischen Müßiggange noch weit härter, als wenn sie kräftig in einem Zuge fort gearbeitet hätten.

„Das Menschenleben scheint so herb, so bitter, so voll Plage, und in der That es ist es auch, und doch ist diese Arbeit nur Schein. Seht dort den Schmied; er steht am Ambos und schmiedet anhaltend und mit schweren Schlägen; jetzt wischt er den Schweiß von der Stirne, er ergreift das Eisen und beschlägt jenem Reiter das Pferd. Der Reiter ist aber ein Hochzeitgast, und bald wird er fröhlich dorthin sprengen, wo Jubel und Freude herrschen wird. Der Schmied aber sieht ihm gedankenvoll nach und denkt vielleicht, ohne meine Arbeit rittest du nicht so fröhlich; kann meine Arbeit solche Fröhliche machen, warum wird mir, dem Arbeiter selbst, nicht gleiche Freude zu Theil? — Dort in jenen Hütten wohnen arme Damastweber; sie wirken oft bis in die späte Nacht, mit saurer Mühe weben sie Tafeltücher zu frohen Mahlzeiten.

„So theilte Gott seine Loose aus unter den Menschen, so theilte er jedem seine Bestimmung zu, und wer diese treu erfüllt, der hat die Absicht seines Daseins erreicht, und dem Lohne, den er für seine treue Pflichterfüllung in der Brust empfindet, wird einst noch ein schönerer, höherer folgen."

Mit offenem Munde hatte der Philosoph dem Sprechenden zugehört; „aber um aller Götter willen," rief er endlich aus, „sagt mir doch, wie könnt ihr ein armer Arbeiter sein? Ich bin Alciphron der Philosoph, ich habe der Weisheit des Lebens Jahre hindurch nach-

geforscht, doch ich fand nur Staub und Asche und überall Elend, wenn gleich glänzendes Elend auf Erden, aber niemals solche Gesinnungen. Aus euren Worten weht Weisheit höherer Art. Wie kommt dieß, und warum seid ihr bei solcher Bildung ein armer Arbeiter, der sein Brod im Schweiße seines Angesichtes verdienen muß?"

Lächelnd entgegnete der arme Arbeiter: „Sagte ich denn nicht schon, daß Arbeit sein muß auf Erden? Wenn Niemand arbeiten wollte, weil er denken kann, so würden gewiß viele die Arbeit verlassen. Doch meine Grundsätze haben einen andern Ursprung, und da ich eben nicht alle Tage einen Philosophen zum Zuhörer habe, so will ich euch mein Leben erzählen; seht dort steht eine schattige Palme, wir wollen unter ihr Platz nehmen."

Gerne nahm Alciphron dieses Anerbieten an; bald hatten sie die Palme erreicht, und der Philosoph horchte in gespannter Erwartung der Rede des Arbeiters, der also begann:

„Ich wurde in Syrakus geboren, ich und mehrere Geschwisterte machten den Reichthum meiner Aeltern aus, welche mit irdischen Gütern eben nicht gesegnet waren. Wir Kinder wurden alle im Glauben an Christus, den Sohn Gottes, den die Heiden den Gekreuzigten nennen, erzogen. Ein alter Priester dieser Religion wohnte in unserer Hütte; er lehrte mich manches, er lehrte mich die Natur und in ihr Gott, ihren großartigen Schöpfer, mit rechtem Auge ansehen. Er lehrte mich, in aller und jeder Noth auf Gott vertrauen, ihn lieben und ihn fürchten, wenn ich Böses gethan haben würde. — Diesem Manne verdanke ich jene Grundsätze, die ihr von mir aussprechen hörtet. — Um diese Zeit brach eine schwere

Verfolgung gegen die Christen aus. Sie flüchteten nicht, sondern blieben ruhig im Vertrauen auf Gottes Vorsehung; sie wurden vor den Richterstuhl geführt, und sollten dort ihrem Glauben entsagen und den falschen Göttern Weihrauch streuen. Doch standhaft verweigerten sie dieses, indem sie es als Hochverrath am höchsten, am theuersten Gute, an Gott selber betrachteten.

„Da führte man meinen Vater, meine Mutter und meinen lieben Lehrer zum Tode, und auch ich wurde aufgefordert, entweder den Göttern die Ehre zu geben, oder gleiches Loos mit ihnen zu theilen. Standhaft weigerte ich mich, Götzenbilder zu verehren, die die sündige Hand des Menschen geformt hätten, und freudig hörte ich die Drohung, mit Jenen, die ich liebte, den Tod erleiden zu müssen.

„Der Richter wollte meine Standhaftigkeit prüfen; ich sollte entweder den Göttern opfern, oder man werde mir die Ohren abschneiden. Ich blieb standhaft; langsam schnitt man mir, die Drohung erfüllend, zuerst das eine, dann das andere Ohr ab; ich aber murrte nicht, weinte nicht, sondern blieb standhaft, und da ließ mich der Richter in das Gefängniß zurückbringen. Der Tod war für dies Mal an mir vorübergegangen, ohne mich zu berühren; nach langer, langer Zeit wurde ich entlassen; der grausame Richter war gestorben, ein anderer Kaiser dachte milder gegen die Christen, und obwohl er die Verfolgungsedikte nicht aufhob, so drang er doch auch nicht auf deren strenge Befolgung. Ich wurde entlassen; der Aufenthalt in den Kellergewölben, wo Feuchtigkeit und Moder herrschte, hatte meine Körperkraft geschwächt, ich, der in der Blüthe des Lebens in den Kerker gekommen war, brachte graue Haare, wie

selbe das Greisenalter hat, aus ihm zurück. Meine Aeltern und der Priester waren todt, das Häuflein der Christen war in alle Welttheile zerstreut worden, und mit ihnen waren auch meine Geschwisterte verschwunden, Gott weiß wohin.

„Ich hörte, in Alexandria und in Memphis herrsche Duldung gegen Andersgläubige, dort stehe neben der Schule der Philosophen der Betsal der kabalistischen Juden, und die Kirche der Christen erhebe sich ungestört über den unterirdischen Grüften der ägyptischen Hierophanten; kurz hier herrsche vollkommene Religionsfreiheit. Ich hielt diese Nachricht für einen Wink der Gottheit, und viele Jahre ist mir hier nun das Leben schon ruhig dahingegangen, und sollte mir Gott noch Leiden und Trübsale schicken, ich bin bereit, sie aus der Hand meines himmlischen Vaters zu empfangen und jedem irdischen Schicksale getrost entgegenzugehen.

„Ein Mal wird ja doch die Zeit kommen, daß ich die Sonne zum letzten Male hinter den Bergen untergehen sehe, und dann ist mein irdisches Leben geendet; es war zwar ein Leben der Sorge, der Noth, der Mühe, aber bei meinem Eifer, über Alles nachzudenken, jedem Mißgeschicke seine gute Seite abzugewinnen, hat es mir auch manche heitere, fröhliche Stunde gewährt."

„Und wenn euch Krankheit befällt," sagte Alciphron, „wer pfleget euch, wer wartet eurer? denn wenn ich recht hörte, vernahm ich nichts von einem Weibe, von Kindern in eurer Erzählung, die euch ihre Sorgfalt widmen könnten."

„Ja ich stehe allein," entgegnete der Alte, „und dennoch lebe ich froh und kümmere mich nicht um den morgigen Tag; die Vögel zwitschern so freudig, und doch

denken sie sicherlich nicht an die Zukunft; ich habe nicht Weib und Kinder, denn die Zeiten waren zu gefahrdrohend und meine Umstände zu ärmlich, um in solche Verhältnisse zu treten, und dennoch, als ich neulich krank wurde, war ich nicht verlassen, denn einer meiner Glaubensbrüder, voll der Lehre, die ihm unsere Religion predigt, harrte geduldig an meinem Krankenlager aus, und nie kam ein Wort des Murrens über seine Lippen, während er die schönsten Tage des Sommers am Bette eines alten, armen Mannes aushalten mußte. Jetzt bin ich mit meiner Geschichte fertig, und wir wollen aufbrechen; ich habe noch eine ziemliche Strecke bis zu meiner Wohnung zurückzulegen, und möchte mich nicht gerne den feuchten Abendnebeln aussetzen, die aus den Gewässern aufsteigen; ich vertraue zwar auf Gott, aber sich geflissentlich der Gefahr auszusetzen, hieße vorsätzlich auf Gottes allerbarmende Güte sündigen."

Er erhob sich; Alciphron begleitete ihn unter mannigfaltigen Gesprächen bis zu der Thüre seiner Hütte, einer alten halbverfallenen Ruine. Vergeblich suchte er dem guten Alten einige Münzen aufzudringen; dieser nahm sie trotz des Zuredens des Philosophen nicht an.

„Es ist ja unser bester Reichthum," rief er aus, „nicht zu wissen, was Reichthum ist; denn Reichthum verhärtet das Herz, und nur wenige Beispiele lehren, daß Großmuth mit ihm verbunden ist. Im Gefolge deines Ueberflusses, weiser Philosoph, seh ich die Göttinn der Langweile, und bei all deiner Pracht und Ueppigkeit flieht der Schlaf deine Nächte.

„Und nun so lebt wohl, und wenn auch ihr eure Pflicht getreulich erfüllt habt, so erinnert euch, daß das Bewußtsein, den Raum, die Spanne des Daseins ge-

hörig ausgefüllt zu haben, nicht nur einen Philosophen beglücken, sondern auch dem schmutzigen, zerlumpten Bettler ein Gefühl der Zufriedenheit gewähren kann, um das vielleicht Monarchen Schätze hingeben würden, wenn sie es damit erkaufen könnten."

Alciphron drückte dem guten Manne mit herzlicher Freundlichkeit die Hand, dieser ging in sein Haus und schloß die Thüre hinter sich.

Alciphron aber fühlte plötzlich eine Leere in sich, als ob alle seine Weisheit von ihm genommen und er in feierlicher Versammlung der Gelehrtesten aller Zeiten für den Unwissendsten der Unwissenden erklärt worden wäre, so einfach, und doch so klar waren ihm die Lehren und das Leben des alten Arbeiters erschienen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Wohnung der Zauberinn Hekata.

Der Schauplatz unserer Erzählung ist nun ein großes, verfallenes Haus in einem der entferntsten Stadtviertel von Memphis. Nur das untere Stockwerk schien bewohnt zu sein, denn durch die obern Fensteröffnungen zog der Zugwind und spielte mit den Epheuranken, die sich um das verwitterte, ruinenartige Gemäuer schlangen.

In dem Gemache des untern Stockwerkes leuchtete helles Feuer, das glührothe Licht eines Schmelzofens, dessen Glut, von Zeit zu Zeit angefacht, in Funken wie glühende, feurige Käfer emporsprühte. Seltsam geformte

Töpfe standen um die Glut, und ein betäubender Geruch und Dampf stieg aus ihrem Inhalte empor und vermischte sich mit dem Rauche, der mühsam seinen Ausweg durch einen kleinen Schornstein suchte.

Mancherlei Geräthschaften, dem gewöhnlichen Gebrauche fremd, standen oder hingen an den Wänden umher. Hoch über alles erhaben stand aber das riesenmäßige Skelett einer menschlichen Gestalt, welche in den Graus der Zauberküche blickte, als sei es das Knochengerippe eines vorsündfluthlichen Menschen. Ein zahmer Vogel, ein den Aegyptern heiliger Ibis, hüpfte gravitätisch durch diese Verwirrung mannigfaltiger und seltsamer Geräthschaften und Gegenstände, während ausgestopfte Krokodille mit Edelsteinen an der Stelle der Augen den unberufenen Besucher des so seltsam ausgestatteten Gemaches zu verschlingen drohten.

Das Seltsamste des seltsamen Gemaches war aber die Besitzerinn aller dieser Herrlichkeiten selbst, die triefäugig, mit runzelvollem Gesicht, alt und ausgemergelt, gleich einer Mumie dastand und in lebhafter Unterredung mit einem hochgewachsenen Manne vertieft war, der vor ihr stand, und mit einer Hand an einen mit Hieroglyphen bedeckten Obelisken sich lehnte, der in der Mitte des Gemaches stand, mit der andern aber durch bedeutsame Gestikulationen seine lebhafte Rede begleitete.

Die kühnblickenden Augen des Mannes, sein stolzer Anstand, der vornehme Ton seiner Rede verriethen, daß er einer der höhern Kasten des ägyptischen Volkes angehöre, während seine Kleidung offenbar auf priesterlichen Stand schließen ließ.

„Bei Isis, der hohen Göttinn, bei Osiris und Serapis!“ rief er unter andern aus, „ich sage dir Weib,

der Philosoph ist in eine Schlinge gegangen, die der dümmste der Aegyptier verschmäht und vermieden hätte; er wird in Bälde hieherkommen, und es ist auch alles schon zu seinem Empfange vorbereitet."

„Und wenn er wirklich kommt, dann ist alle seine Weisheit, die ihn so berühmt macht, nicht einen Obolus werth," sagte das alte Weib, „und wenn er auch kommt, so kann ich doch nimmermehr glauben, daß er von allen unsern Gaukeleien bethört werden sollte. Nimmermehr wird er in eine unserer Priesterkasten treten, nachdem er die Welt, so weit sie gebildet ist, mit dem Klange seines Ruhmes erfüllt hat."

So redete die Alte, die Hekata selbst war, welche die feurige Schrift eine Vertraute aller Weisheit geheißen hatte, und forschend richtete sie ihre glasartigen Augen auf das Antlitz des Priesters.

„Er wird!" antwortete dieser; „die Thorheit, mit der er Unsterblichkeit sucht, ist groß; er vergißt über diesem Hirngespinnste jede Klugheit; er wird leichtgläubig in unsere Hände fallen und in die Dienste der Götter treten. Ist es einmal so weit mit ihm gekommen, dann sollen stete Vergnügungen und Feste, die alles überbieten, alles übertreffen, was es jemals Anziehendes gab, ihn nicht wieder zur Besinnung kommen lassen, und er ist dann der Unsrige auf Leben und Tod. Vergnügungssucht ist ein Hauptzug in dem Charakter dieses Mannes, dessen Ruhm, wie du sagst, so strahlend, so glänzend ist; durch Vergnügen sollen alle seine Geistes- und Körperkräfte zerstört und abgenutzt werden, und jeder seiner Gedanken soll dann nur zu Gunsten unserer Priesterschaft und zum Nutzen des Götterglaubens dienen."

„Aber ich ließ mir sagen,“ äußerte die Alte, „daß der Philosoph seit einiger Zeit alle Zerstreuung flieht, daß die Vergnügungen ihm zum Eckel geworden sind, daß das Uebermaß der Lust eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Vergnügen und gegen die Freude bei ihm erzeugt hat. Neulich sah man ihn lange Zeit mit einem Christen reden, und geht er in die Schlingen dieses Volkes, so ist er zeitlebens verloren für unsere Zwecke. Darum glaube ich, weiser und kluger Orkus, daß du schwerlich zum erwünschten Ziele gelangen wirst, und leider wird mir sodann auch die versprochene Belohnung entgehen. Er wird vielleicht unsern Verführungen Gleichgültigkeit entgegensetzen, er wird unsere Geheimnisse er= und verrathen, verspotten vielleicht, und Anlaß dadurch zu einem Stoße geben, der den schon wankenden Thron und Altarstein der Götter, deren Anbetung und deren Dienst wir unser Leben weihten, vollends umstürzt.“

„Glaube dieß ja nicht, o Hekate!“ rief der Priester Orkus, „eben jenes Zurückziehen von allen Vergnügungen, eben die Traurigkeit seiner letzten Tage wird das Außerordentliche der Scenen, die ich vor die erstaunten Augen Alciphrons, des Philosophen von Athen, führen werde, erhöhen. Welcher Gewinn! wenn einer der ersten Gottesläugner der Welt, wenn der Vorsteher jener großen Gesellschaft der Epikuräer, die Anhänger und Mitglieder in allen Städten der Erde zählt, seinem Unglauben entsagt, feierlich die Oberherrschaft der Götter anerkennt, ja diese Anerkennung dadurch bestätiget, daß er sich ihrem Dienste zeitlebens weiht.

„O welcher große Augenblick wird dieß für die Priesterschaft Aegyptens, wie nützlich wird er für die

Vermehrung der Opfergaben sein, welche jetzt täglich abnehmen und uns bald nicht einmal unsern Unterhalt mehr gewähren werden, geschweige denn, daß sie ferner noch unsere Schätze vermehren könnten.

„Doch sollte alles verloren sein, sollte der Grieche, ebenso hartnäckig als stoisch und gleichgültig gesinnt, unsere Gemeinschaft verschmähen, so gibt es in den blauen Gürteln der Priester noch Dolche genug, die scharfgeschliffen ihr Opfer zu treffen wissen.“ Und Orkus legte die Hand an seinen Gürtel und zog wie zur Bestätigung seiner Worte eine blitzende, schneidende Klinge hervor, die im Scheine der Kohlengluth in unheimlichem, röthlichen Glanze funkelte, als klebe daran Blut, Blut von manchen durch sie schon dem Verbande des Daseins Entrissenen.

Grinsend lachte bei dieser Handlung die Alte; das fürchterliche Weib fand Vergnügen in der Aussicht, Jugend und Schönheit dahingeopfert zu sehen. „Ich bin alt,“ murmelte sie vor sich hin, „ich bin gefürchtet, aber ich bin nicht geliebt, sondern verhaßt, denn ich bin ja alt und häßlich.“ „Ha ha,“ lachte sie plötzlich grell auf, „und der junge Mann glaubt bei mir das Mittel zu finden, welches Unsterblichkeit gewähren kann! Der Thor! das hätte ich wohl in jüngeren Tagen selbst zu besitzen gewünscht, und nicht aufgespart, damit es jetzt zum Triumpf eines Andern dienen möge.“

Der Priester Orkus hatte sich mit kurzem Gruße durch eine der Seitenthüren, die in das Innere des Gebäudes führten, entfernt, die Alte aber setzte sich eilfertig unter ihre Phiolen und Retorten, als sollten heute noch alle Gifte gebraut werden, die ganz Memphis in das Innere der Todtenstadt schicken könnten.

Sechzehntes Kapitel.

Alciphron in der Wohnung der Zauberinn.

Wer sich beständig ausschließend mit Büchern beschäftigt, ist für das Praktische des Lebens schon halb verloren. Menschenkenntniß ist von großem Werthe, und das beste Mittel selbe zu erlangen ist, die Welt zu sehen, die Menschen zu studiren in all den verschiedenartigsten Verhältnissen, in welchen sie leben.

Diese Wahrheit empfand Alciphron seit er jenen Arbeiter, der trotz seinen nichts weniger als glänzenden Verhältnissen so erhaben dachte, gesprochen hatte. „Ich jage," sagte er zu sich selbst, „glaube ich, einem Scheinbilde nach, und verliere darüber den Zweck des Lebens aus dem Sinne. Was ist denn eigentlich der Zweck meines Daseins auf Erden? meine Philosophie, meine Weisheit? sie verstummte vor den einfachen und doch so sinnreichen und gedankenvollen Worten des armen Arbeiters. Was fragt er nach dem Leben und seinen Genüssen, der Tod wird ihm willkommen sein, denn zuverläßig denkt er an eine andere Welt, welche ihm, wie er hofft, Ersatz für seine hienieden ausgestandenen Leiden gewähren wird.

„Doch ich bin ein Thor, denn ich härme mich ja über Vergangenes! Und die Vergangenheit ist nichts anders, als ein verschwundener Traum. Wer möchte aber mit Grübeln über Träume gleich einem abergläubischen Traumdeuter die Zeit verlieren!

„Und doch hat mich nicht ein Traumbild hieher geführt? — Ich kam, sah, suchte und forschte, doch meiner Zwecke habe ich keinen erreicht. Aber die Erscheinungen in der Piramide, sollen sie auch bloß Träume sein? Nein es ist nicht möglich, zum letzten Male will ich mich heute der Täuschung hingeben, will diejenige, welche mir die Schrift als Ausspenderin der Unsterblichkeit rühmte, besuchen, und werde mich ja dann selbst überzeugen, ob Wahres daran ist oder nicht."

Und der Philosoph machte sich auf, nahm einen großen Beutel mit Goldmünzen zu sich, um nöthigenfalls durch den Zauber des Goldes alle Bedenklichkeiten zu lösen, und ging, um die Alte in ihrer Hütte zu besuchen, die er schon längst ausgekundschaftet hatte, und von ihr das Geheimniß der Unsterblichkeit, des Zielpunktes aller seiner Gedanken, zu erfahren.

Nachdem er sein Haus verlassen hatte und so eben um eine Straßenwindung biegen wollte, sah er plötzlich den Bildhauer, den er so lange vergeblich aufgesucht hatte, langsam auf sich zugehen. Ungestüm und heftig eilte Alciphron auf ihn zu, überschüttete ihn mit einem Strome von Worten, und klagte bitter, wie oft und vergeblich er den Platz besucht habe, auf welchem er, wie er versprochen hatte, zu finden wäre.

Mit dem Anscheine großer Würde entgegnete der Bildhauer, daß Befehle höherer Wesen, deren Obermacht er mit Freude anerkenne, ihn bestimmt, ja gezwungen hätten, den Ort zu vermeiden, an welchem er versprochen hatte, dem Philosophen wieder zu begegnen. „Doch jetzt," fügte er hinzu, „hat mir das Oberhaupt, dem ich untergeben bin, erlaubt, ja sogar befohlen, euch ihm vorzuführen, damit, wenn er euch geprüft

hat, er euch die Unsterblichkeit der edelsten und höchsten Art lehre, und preisen und segnen werde ich den Augenblick, wo ich als Werkzeug dienen kann, daß ihr in unsere ewigdaurende, ewigherrliche Gemeinschaft für immer aufgenommen werdet."

„Nun so kommt, so kommt schnelle!" rief hastig der Philosoph, „kommt, führt mich rasch in den Kreis der Unsterblichen; es ist keine Zeit zu verlieren, denn der Tod lauert überall, und leicht könnte er mit einem Schlage jetzt meine glänzendsten Hoffnungen zerstören, leicht könnte ich am Hafen aller meiner Wünsche noch Schiffbruch leiden."

„Noch ist es nicht Zeit," rief auf Alciphrons ungestümes Drängen der Bildhauer, „ich folge, wie gesagt, höhern Befehlen und nicht meinem eigenen Willen; heute oder morgen Abend aber, wenn die Sonne hinter den lybischen Sandhügeln untergegangen ist, dann soll auch die Stunde gekommen sein, in welcher es mir gestattet ist, euch vor den Guten und Ehrwürdigen zu führen, der euch den Weg zeigt, der zum ewigen Leben führet."

„Aufschub, immer Aufschub!" rief hastig der Philosoph, „immer Zukunft, und doch rinnt unaufhaltsam das Sandkorn in der Uhr der Zeit, und wer weiß wie viele solcher Körner noch meine Lebensuhr enthält. Darum ist mir ein Aufschub auch nur von einem Tage schrecklich."

So sprach Alciphron finster, ein banger Seufzer hob seine Brust, er fuhr mit der Hand über die Stirne und preßte sie an das glühende Haupt; dann richtete er langsam seinen im Nachdenken zu Boden gesenkten Blick auf, aber der Bildhauer war wieder verschwunden, und mit ihm jede Hoffnung auf schnellere Aufklärung.

Schon wollte Alciphron zurückkehren in seine Wohnung, um dort mißmuthig den Augenblick der verheißenen Stunde zu erwarten, als ihm die seltsame Begebenheit in der Mumien- oder Todtenstadt, die räthselhafte Schrift einfiel, und er sich erinnerte, daß er ja Hekate, die angebliche Vertraute aller Weisheit, habe besuchen wollen.

„Also zu ihr," rief er rasch, und eilte durch die Straßen zu der Hütte der Alten. In glänzendem Schmucke wogten an dem herrlichen Nachmittage die Bewohner von Memphis durch die Straßen; Geschmeide, Gold, Silber, Edelsteine funkelten auf ihren Kleidern, aber achtlos für den Zauber des Augenblickes setzte Alciphron seinen Weg fort.

Der Philosoph, der ohne es zu wissen, allen, bei welchen er vorüber eilte, durch sein sonderbares Benehmen so mannigfaltigen Stoff zu Bemerkungen gab, war in ein enges Gäßchen getreten, das zu beiden Seiten durch hohe, ruinenartige Wohnungen begrenzt war, und dessen Schluß die Wohnung der Alten bildete.

An dem Fenster eines dieser Häuser lehnte ein junger Bursche und schaute eifrig auf den Weg, der zu dem Gäßchen führte; als er den Philosophen kommen sah, zog er hastig eine Glocke, eilte dann rasch auf die Straße und stellte sich Alciphron in den Weg.

Der Philosoph wollte ausweichen, allein der junge Mensch redete ihn plötzlich also an: „Wißt ihr nicht, wo Eurius, der reiche Aegypter wohnt, der sechs Töchter, fünfzig Sklaven, sechs Landgüter, viele Maulthiere, Pferde, Kamele und heilige Krokodille besitzt?"

Der Bursche, der also sprach, machte zwischen jeder Aufzählung der genannten Besitzthümer des Reichen

eine beträchtliche Pause, und obgleich er sich so einfältig als möglich stellte, so verriethen doch seine fuchsartigen Augen und ein gewisses Spiel seiner Gesichtsmuskeln, daß er wohl selber einsehe, wie lächerlich die Rolle sei, die er spiele.

Der Philosoph, gerade in einer Reihe tiefer Gedanken unterbrochen, sah sich durch den Schwäzer auf das Unwillkommenste überrascht und aufgehalten. — „Wer du auch sein magst, Freund!" sprach er, „ich bin selbst fremd in Memphis, ich kenne weder den Reichen, noch kann ich mich der Ehre rühmen, irgend eine Kenntniß von den Sklaven, Maulthieren, Pferden, Kamelen und geweihten Krokodillen des gefeierten Besitzers der sechs Töchter und der sechs Landgüter zu besitzen. Entschuldige daher." — Alciphron wollte nach diesen Worten dem Frager ausweichen, doch dieser schien seinen Zuhörer nicht so wohlfeilen Kaufes loslassen zu wollen, und wollte wieder aufs Neue beginnen; aber der Philosoph riß sich erzürnt von der Hand des Zudringlichen, der ihn am Aermel gefaßt hatte, los, und eilte mit schnellen Schritten fort, als fürchte er, verfolgt zu werden.

Der Bursche sah dem Dahineilenden einen Augenblick spöttisch nach, lachte dann behaglich und sprach: „Nun, ich hoffe, den Philosophen dem Befehle des Oberpriesters gemäß so lange aufgehalten zu haben, als dieser wünschte. Jetzt muß ich aber eilen, denn heute sollen ja Schauspiele ohne Gleichen aufgeführt werden, und ich war der Glückliche, dem die erste Rolle zu Theil geworden."

Er eilte rasch wieder in das Haus zurück, das ohne

Bewohner schien, offen stand, und das Ansehen einer traurigen Ruine darbot.

Der Philosoph hatte endlich die unscheinbare Wohnung der Alten erreicht; doch lange mußte er vor der Thüre derselben harren, denn sie war verschlossen, und er besaß nicht die Gabe, welche die Bewohner Memphis der Alten zuschrieben, durch das Schlüsselloch hineinzukommen.

Endlich öffnete sich die Thüre, und der nur an Schönheit und Anmuth denkende Alciphron taumelte fast erschrocken zurück beim Anblicke der Häßlichkeit der Alten, welche ihn auf der Thürschwelle empfing. Diese bemerkte auch sicherlich den Eindruck, den der Anblick ihrer unvergleichlichen Reize auf den Besucher machte, und das Mitleiden, das ihr Herz beim Anblicke des stattlichen, jungen Mannes, zu dessen Unglück sie mitwirken sollte, fühlte, verschwand schnell wieder und machte höllischer Freude und Begierde Platz, zu seinem zeitlichen und ewigen Verderben nach Kräften alles Mögliche beizutragen.

Sie winkte Alciphron einzutreten, und nachdem dieß geschehen war, schloß sich plötzlich geräuschlos die Thüre, und gewaltige Riegel traten von selbst aus der Mauer hervor und versperrten den Eingang. Mit feierlicher Stimme begann nun die Alte: „Ihr seid Alciphron, der Philosoph, der Vorsteher der Epikuräer in Athen; ihr suchet bei mir Unsterblichkeit, und auf Befehl der Unendlichen kommt ihr hieher und begehrt von mir die weisheitsvolle Lösung dieses Geheimnisses!"

Hocherstaunt vernahm Alciphron seinen Namen und seine Geheimnisse aus dem zahnlosen Munde der häßlichen Alten, aus dem Munde und von der Lippe eines

Weibes ausgesprochen, das er noch nie gesehen, und das ihn, wie er Ursache zu glauben hatte, ebenfalls noch nie erblickt hatte.

Während er so nachdachte und sich seine Verwunderung darüber auf seinem Antlitze kund gab, hatte die seltsame Alte einen Stab ergriffen, der mit geheimnißvollen Schriftzügen beschrieben war; sie streute nun auf einen Dreifuß, der wie ein Opferaltar vor dem Skelette stand, Weihrauch oder sonstige Spezereien von eigenthümlicher Wirkung, und sowie selbe die Kohlenglut berührten, stiegen die wohlriechendsten Wolken auf.

Des Philosophen Geist und seine Phantasie glühten in nie geahnter Frische und Lebendigkeit, sowie er den Dampf, der die Hütte erfüllte, einathmete; die Alte aber streckte den Stab gegen das Skelett und murmelte dumpfe Töne, gleich den Worten einer Zauberformel. Und als ihre Lippe schwieg, tönten aus der Kinnlade des Skelettes, aus seiner fleisch- und zungenlosen Mundöffnung langsam und mit dumpfer, fast klangloser Stimme die Worte: „Ach, ach! ich mußte sterben, doch ihr, ihr Glücklichen, ihr werdet ewig leben, nimmer das Grauen und die Gräuel des Todes und der Verwesung schauen."

Wieder streckte die Alte den Stab gegen das Gerippe, wieder streute sie neuen Weihrauch, das Skelett erhob langsam den Finger, dumpfe Donner rollten unterirdisch, und Musik, wie der Klang einer Reihe zarter Silberglöckchen, ertönte. Unermeßliche Seligkeit fühlte das Herz des Philosophen, Dunkel umnachtete aber allmählig seine Sinne, und er sank betäubt durch den Rauch der Spezereien vor dem Opferherde vor dem Gerippe zu Boden.

Die Augen hatten sich ihm unwillkührlich geschlossen, aber dennoch hörte er, es war ihm wie einem Scheintodten, er hörte, empfand, doch er konnte keinen Laut von sich geben, keines seiner Glieder bewegen. Seltsames Geknarre, wie man es hört, wenn die Seitenwände eines Theaters verschoben werden, erscholl; dann fühlte der Philosoph sich plötzlich aufgehoben, und ohne daß er entscheiden konnte, ob er getragen oder geführt wurde, in unermeßlicher Geschwindigkeit fortbewegt.

Endlich ließ die Bewegung nach, er fühlte sich langsam niedergelassen, seine Sinne erwachten aus ihrer Betäubung, und nur die Empfindung wohlthuender Frische war ihm zurückgeblieben.

Er befand sich in freier Luft, aber alles war in Dämmerung gehüllt; doch nur wenige Minuten, dann erfüllte ein Licht von herrlicher Milde den Luftkreis. Musik, so sanft, so süß und weich, wie man sie nur in Träumen hört, ertönte, sie wogte aus der Ferne herüber, und als seine Augen allmählig die Sehkraft wieder erhielten, enthüllte sich ihnen eine Scene der Herrlichkeit, fast zu glänzend für die menschliche Fassungskraft, und doch lebend und wirklich. So weit das Auge reichen konnte, waren bezaubernde Gärten zu sehen, und überall funkelnde Quellen, die gleich Strömen des Lebens unter Blumen dahinwogten. Kein Reiz fehlte hier, den die Phantasie des Dichters jemals in ihrer wärmsten Erregung vom Elisium geträumt hat. Herrliche Aussichten öffneten sich in unbestimmter Ferne; Ströme rannen in Zwischenräumen in umschatteter Bahn, und Blumenlabyrinthe führten in geheimnißvollen Win-

dungen zu grünen, weiten Matten voll Lieblichkeit und Ruhe.

Ueber alles dieses breitete sich ein Licht aus, das aus einer unsichtbaren Quelle kommend, mit keinem vergleichbar war, was unsere Oberwelt erhellt, eine Art goldenen Mondlichtes, den warmen Strahl des Tages mit dem stillen melancholischen Glanze der Nacht vereinigend.

Diesem sonnenlosen Paradiese fehlten auch die Bewohner nicht.

Durch diese herrlichen Gärten sah Alciphron mit der reinen Miene und mit der Haltung seliger Geister Schaaren von Jung und Alt umherwandeln, ehrwürdige und anmuthige Gestalten, von denen die meisten weiße Blumenkränze auf den Häuptern und Zweige der ewigen Palmen in den Händen trugen, während auf dem grünen Rasen schöne Knaben und Mädchen nach ätherischer Musik tanzten, deren Ursprung, wie der des Lichtes, unsichtbar war, die aber die ganze Luft mit ihrem geheimnißvollen Wohllaute erfüllte.

Als der Philosoph jene schönen Gruppen in der Ferne bemerkte, durchzuckte ihn der Gedanke, er befinde sich in der andern Welt, an welche er nie geglaubt, er befinde sich im Elisium, bei den Heiden der Aufenthalt der seligen Geister.

Er hoffte, seine theuere Mutter, seinen Wohlthäter, alle jene Lieben, die er gekannt und geliebt und die ihm der unerbittliche Tod entrissen hatte, unter den Gruppen der Lustwandelnden zu finden. Schon war er trotz eines Gefühles von ehrfurchtsvoller Scheu, welches ihm diese überirdische Scene einflößte, im Begriffe, sogleich fortzueilen und seinen Hoffnungen Gewißheit zu geben,

als er sich sanft am Gewand ergriffen fühlte, und als er sich umwandte, einen bejahrten Mann vor sich stehen sah, den er an der Farbe seines Kleides für einen Priester der Isis, der ägyptischen Göttinn, erkannte. Er legte dem Philosophen den Zweig einer Palme in die Hand und sprach mit feierlicher Stimme zu ihm: „Schüler der Unsterblichkeit, sei willkommen!" — und unzählige Stimmen schienen wie hundertfaches Echo den Ruf „Willkommen" zu wiederholen. Der alte Priester betrachtete Alciphron einige Augenblicke nachdenkend, dann wischte er sich eine Thräne aus dem Auge und murmelte vor sich hin, ohne daß es der Philosoph verstehen sollte: „Auch ich war einst jung, auch ich so anmuthig und schön, und jetzt, — ein Gefangener, ein armer Priester, der selbst nicht an die Lehren glaubt, die er Andern verkündet. — Aber Jüngling! dir droht gleiches Loos, das gleiche traurige Schicksal; doch wir beide sind von Schlingen umstrickt, ich kann dir nicht helfen, und mein Mitleiden nützt dir nichts."

Mit lauter Stimme sprach er aber jetzt in freundlichem, theilnehmenden Tone zu Alciphron: „Folge mir, junger Grieche, folge mir, du bedarfst der Ruhe, und ich führe dich zu deinem Ruheplatz."

Schweigend gehorchte der Philosoph; der Priester führte ihn von dem Pfade und der Scene des Glanzes auf einen abgelegenen Fußsteig, wo das Licht allmählig abnahm und endlich ganz aufhörte. — Der Fußsteig leitete zu einem kleinen Pavillon zur Seite eines flüsternden Baches, wo der Geist des Schlummers selbst zu walten schien; schweigend wies der Begleiter des Philosophen diesem ein Bett von getrockneten Mohn-

blättern, und der von so gewaltigen Eindrücken Erschöpfte überließ sich hier der Ruhe.

Siebenzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Kaum war Alciphron auf das willkommene Blätterlager niedergesunken, als Schlaf, plötzlicher Schlaf über ihn kam, und er in der trägen und regungslosen Ruhe, die auch kein Schatten von Leben störte, mehrere Stunden lang dalag.

Beim Erwachen gewahrte er neben sich den alten Priester, der ihn vor Kurzem willkommen geheißen und an diesen Ort der Ruhe geführt hatte, zu seinen Füßen sah er aber eine herrlich gearbeitete Statue aus weißem Marmor, die den Finger bedeutsam auf die Lippe legte. Diese Stellung deutete dem Philosophen an, daß die Bildsäule den Gott des Schweigens vorstellte.

Ungeduldig, zu erfahren, welch ferneres Loos seiner warte, war der Philosoph im Begriffe, zu sprechen, als der Priester neben ihm ängstlich „Stille, stille," rief und auf die Figur zu Füßen des Lagers deutend sprach: „Laßt den Zauber des Stillschweigens auf eurer Lippe ruhen, junger Fremdling! bis die Weisheit deiner Lehrer und Führer es angemessen und passend findet, ihn zu entfernen. Der Gott des Schweigens herrscht auch über das Licht, und das mit Recht, denn nur aus der

Fülle des Nachdenkens, des Schweigens, kann der große Geist der Wahrheit und der Erleuchtung hervorbringen."

Wenig gewöhnt an Befehle des Gehorsams war der Philosoph im Begriffe, von dem Lager aufzustehen, doch der Priester hielt ihn zurück, und im nämlichen Augenblicke sah Alciphron zwei wunderliebliche Knaben sich dem Pavillon nähern, in welchem er ruhte. Die Knaben waren in lange weiße Gewänder gekleidet, um das Haupt trugen sie Epheukränze, und in der Hand hielt jeder einen goldnen Pokal von herrlicher Arbeit.

Die Knaben näherten sich, beugten sich über das Mohnlager, und der eine sprach in einem Tone, der zwischen Singen und Sprechen die Mitte hielt, indem er den Pokal dem Philosophen darbot:

Der Trank, den dieser Kelch dir beut,
Er schenket dir Unsterblichkeit!

Und nachdem der Knabe diese Worte gesprochen, ertönte wieder die Luft von den leisen Tönen einer unsichtbaren Musik. Der Philosoph wollte die seltsame Ceremonie vollbringen, er beugte sich daher vor und trank aus dem Kelche.

Nun bot auch der zweite Knabe dem Philosophen seinen Becher, indem er sprach:

O trink! — als Isis ihren Sohn
Einst führte in des Himmels Schimmer,
Gab sie ihm Göttertrank und sprach:
Trink aus dem Kelch, so stirbst du nimmer!

So sag und sing ich auch zu dir,
Des unbegränzten Himmels Erben.
Bist schwach und sterblich du auch hier,
Trinkst du vom Kelch, wirst nie du sterben.

Sobald die Worte „wirst nie du sterben," das Ohr des Philosophen erreichten, fuhr er zur Hälfte vom Lager empor, und streckte beide Hände dem Becher entgegen; allein bald sammelte er sich wieder, von neuen Gedanken bestürmt, und lehnte sich gleichgültig wieder auf sein Lager zurück.

Da sprach aber der alte Priester: „Mein Sohn! willst du muthwillig die Erfüllung deines heißesten Wunsches selbst verzögern? Ist dir Unsterblichkeit, nach welcher du früher so sehnlich verlangtest, nun plötzlich gleichgültig geworden? Trinke, denn „Trinkst du vom Kelch, wirst nie du sterben." Da beugte sich der Philosoph vorwärts und kostete leichthin vom zweiten Becher.

Dann aber blickte er ängstlich auf den alten Priester, als wolle er ihn fragen, ob er denn nicht endlich aufstehen dürfe? Dieser willigte dieses Mal ein, und die Knaben brachten Alciphron ein Oberkleid, das wie die ihrigen vo.n reinsten, in der ägyptischen Götterlehre heilig genannten Weiß war.

Sie leisteten dem Philosophen Beistand bei der Anlegung des Gewandes, setzten ihm einen dunklen Myrtenkranz auf das Haupt und banden einen handbreiten Silbergürtel um seine Hüfte.

Zwar hatte der Schlaf seinen Korper bedeutend erquickt, doch fehlte ihm immer noch etwas, um sich ganz erstarkt zu fühlen. Nicht ohne über seine Leichtgläubigkeit zu lächeln, mußte er sich zugestehen, daß ihm willkommener, als selbst der Knaben Becher der Unsterblichkeit, das anspruchlose Mahl war, welches ihm nun vorgesetzt wurde, und das aus frischen Früchten aus den Gärten einer Insel bei Alexandrien, die wegen ihres Wohlgeschmackes im ganzen Orient beliebt waren,

dem köstlichen Fleische der Wüstenantilope und aus persischem Wein aus Schiras, den einer der Knaben mit einem Palmblatte fächelte, um ihn kühl zu erhalten, bestand.

Nachdem er sich mit dem Dargebotenen erquickt hatte, hörte er mit Vergnügen, daß er nun mit dem Priester bis zur Stunde der Einweihung lustwandeln sollte; denn er hatte die glänzenden Erscheinungen und die herrlichen Gestalten, bei deren Anblick er sich wirklich nach Elisium versetzt wähnte, nicht vergessen.

Die Hoffnung, die er bei seinem Eintritte gehegt hatte, unter jenen Lichtgestalten vielleicht diejenigen zu finden, welche auf Erden ihm lieb und theuer gewesen, kehrte nun gesteigert zurück. Er zweifelte kaum, sein Führer, der alte Priester, werde ihn zu der nämlichen elisischen Scene führen, und dieselben Gestalten würden ihm noch ein Mal erscheinen.

Der Priester aber entfernte sich, indem er Alciphron sagte, er möge dem Führer folgen, den er ihm senden werde, ihn durch diese Gefilde zu leiten.

Kaum hatte sich der Priester entfernt, als ein Ibis der größten Gattung auf dem Wege des Pavillons zum Vorscheine kam, und eine Stimme erscholl: „Folge diesem Führer, der, selbst göttlich, dich zu Göttlichem geleiten wird.“ Willenlos folgte Alciphron dem Vogel, der schnell vor ihm herflatterte; ihr Weg führte zu einem Tempel aus blendend weißem Marmor, an dessen Seite Rosen- und Jasminhecken dufteten. Der Eingang zu dem Tempel war mit einem großen, rothen Vorhange bedeckt, doch so wie der Ibis die Treppe hinaufhüpfte, riß der Vorhang mit lautem Geräusche mitten entzwei.

Ein Schauspiel ohne Gleichen, wie er noch keines gesehen hatte, bot sich nun den staunenden Blicken Alciphrons dar.

Ein ungeheurer Raum dehnte sich vor seinen staunenden Blicken aus, in unbeschreiblichem Lichtglanze funkelnd, obgleich nirgends Lampen oder Lichter zu erblicken waren, die auch auf keinen Fall so überirdischen Strahlenschimmer von sich zu geben im Stande gewesen wären.

Die Luft war von dem Dufte der kostbarsten Essenzen des Morgenlandes, von dem Dampfe der Spezereien Arabias und dem süßen Hauche der prachtvollsten Blumen mit balsamischem Wohlgeruch erfüllt. Von den hohen Säulen, deren weiße Schäfte mit goldnen Knäufen und Kapitälern geziert waren, hingen blaue mit goldnen Sternen besäete Draperien herab, und die wohltönendste Musik, deren süßer Laut nur diesen Räumen heimisch schien, und wie man ihn auf der Oberwelt nie zu hören bekommt, erklang auch hier mit bezaubernder Anmuth, und mitten im Saale sprudelte mit harmonischem Gemurmel ein Wasserstrahl empor und spielte mit dem durchsichtigen, goldfarbigen Granatapfel, den sein Spiel in die Luft emporwarf.

Doch hier, wo so unendlicher Zauber herrschte, hier weilte der Vogel nicht. Immer vorwärts, durch Gemächer voll Herrlichkeit und Pracht ging es wieder ins Freie, in ein düsteres, einsames Thal, wo Felsenmassen sich fast bis zum Himmel zu erheben schienen.

Ein kleiner See lag am Fuße der hochstrebenden Felsenmassen, aber nichts konnte düsterer und melancholischer sein, als der Anblick dieses Sees. Wohl sah man hier die silberne Lotusblume, und der rothe Fla-

mingo breitete seine Schwingen aus; aber alles dieß sah nicht aus wie auf der Oberwelt, die Blumen hatten einen bläulichen Anflug, und die Schwingen des herrlichen Vogels hingen farblos und schwer darnieder. Alles trug ein nur halblebendiges Ansehen, und die einzigen Töne, welche die melancholische Stille unterbrachen, waren das klagende Geschrei eines Reihers zwischen den Binsen des Sees und das Tosen eines Wasserfalles, der vom Felsen in den See stürzte.

Düstere Schwermuth überfiel den Philosophen in diesem melancholischen Thale, die der Anblick einer einfachen Ruhestätte, neben welcher eine Bildsäule stand, noch vermehrte. Die Bildsäule war aus schwarzem, glänzenden Basalt gemeiselt, auf den ernsten Zügen derselben lag kein milderndes Lächeln, und es schien, als sei sie der melancholische Gebieter des melancholischen Thales. Eine Platane, der Lieblingsbaum der Todtenstädte, stand hinter der Statue und breitete ihre Aeste über einen Ruhesitz, auf welchen sich der Philosoph ermüdet niederließ.

Noch saß er kaum wenige Minuten, als der alte Priester wieder erschien und sich neben ihn niederließ. „Gedanken an die Oberwelt," sprach er zu dem Philosophen, „nehmen dein Herz noch ein; ja staune nicht, schüttle nicht unwillig den Kopf, ihre eitlen, nichtigen Freuden binden dich noch zu sehr, als daß du jetzt schon in den Kreis der Seligen treten und die Lehren der Weisheit genügend fassen könntest."

Heftig unterbrach ihn hier Alciphron und sagte: „Wie könnt ihr behaupten, Gedanken schlimmer Art fesselten meinen Geist noch? Wäret ihr derjenige, der in die Herzen zu sehen im Stande ist, so könntet ihr nicht

so sprechen, denn ihr würdet dann wohl wissen, daß mein Herz nicht das denkt, was ihr glaubt."

Unwillig über diese plötzliche Unterbrechung warf der Priester einen Blick auf die schwarze Statue des finstern Gottes, als fürchte er, selbe möchte das kühne Wort des Sterblichen vernommen haben und sich rächen.

Dann wandte er sich wieder zu Alciphron und sprach: „Eben beweisest du, daß dein Herz noch voll der Leidenschaften ist, und einen gerechten Vorwurf nicht geduldig zu ertragen vermag. Einige Stunden des Nachdenkens an diesem düstern Orte, jenes heilsame Nachdenken, welches reiniget, indem es traurig macht, mögen dich vielleicht fähig machen, mit dem gehörigen Gefühle der Ehrfurcht die heilige und unvergängliche Erkenntniß aufzunehmen, die wir für dich in Bereitschaft haben. In dieser Erwartung überlasse ich dich jetzt deinen Gedanken in der Gegenwart jener düstern Gottheit, vor dessen stillem, trauervollem Auge alle die Eitelkeiten der Welt, von welcher du kamst, verschwinden."

Mit diesen Worten stand der Priester auf und ging langsam auf die Statue zu, auf welche er bei seinen letzten Worten gezeigt hatte, und verschwand dort plötzlich wie durch Zauber den Blicken des Philosophen.

Dieser war nun seinen eigenen einsamen Gedanken überlassen und hatte volle Muse, mit Kälte die Unbequemlichkeiten, wo nicht Gefahren zu überlegen, in welche ihn sein Verlangen nach Unsterblichkeit gestürzt hatte. Wie schnell aber auch seine Einbildungskraft sich am Anfange zum Glauben an das Ueberirdische der Scenen, die ihn umgeben hatten, hingerissen gefühlt haben mochte, so fühlte er doch jetzt, daß seine Gedanken weit kälter geworden waren. Seine Einbildungskraft glich den Me-

teoren, welche so lange sie in der Luft schwimmen, glühen, sobald sie aber die Erde erreichen, erlöschen.

So lange seine Phantasie das Feld der Zukunft vor sich hatte, schien ihm selbst ewiges Leben nicht außer den Gränzen der Möglichkeit zu liegen. Als aber jetzt Menschen, und zwar mit solchen Reden dazwischentraten, empörte sich sein Stolz, und schnell verschwanden seine phantastischen Träume. Es schien ihm, als erwache er plötzlich aus einem langen Traume, die Verheißung der Unsterblichkeit dünkte ihm ein Hohn, und selbst seine Phantasie hatte keine Schwingen mehr, die ihn jenseits des Grabes führen könnten.

Auch war diese plötzliche Enttäuschung nicht das einzige Gefühl, das ihn heimsuchte und quälte; die Unklugheit des Schrittes, den er gewagt hatte, trat nun erst in aller Größe vor das Auge des Weisen. Er fühlte, daß er sich unklugerweise in die Gewalt der listigsten Priesterschaft von der Welt gegeben habe, ohne die Möglichkeit zu sehen, ihren Ränken wieder zu entgehen, oder den Schlingen zu begegnen, mit denen sie ihn umgarnt hatten. Er gedachte des Burschen, der ihn in jenem Gäßchen so seltsam aufgehalten, dann des langen Harrens vor der Thüre der angeblichen Zauberinn, welches wohl darauf berechnet war, indessen alles gehörig vorzubereiten.

Er kannte auch den Haß der ägyptischen Priester gegen die Sekte, deren Oberhaupt er war, welche sie nächst dem Christenthum als den furchtbarsten Feind ihrer Macht betrachteten. „Wie unbedacht," rief er aus, „mich selbst in eine Lage zu bringen, wo ich eben so hilflos gegen Betrug wie gegen Gewalt bin, wo ich entweder das Werkzeug ihrer Täuschungen, oder das

Opfer ihrer Rache werde!" Von diesen beiden Fällen schien ihm der letzte noch der wünschenswerthere zu sein.

Mit Erröthen blickte er auf alles zurück, was schon mit ihm vorgegangen war, seitdem er in Aegypten angekommen, und die Aussicht, noch mehreren Ceremonien beiwohnen und noch mehrere Proben bestehen zu müssen, war ihm in diesem Augenblicke ein unerträglicher Gedanke.

Oft und ungeduldig blickte er zwischen den Felsenwänden zum Himmel empor, der auf ihrem Gipfel zu ruhen schien, während er rund umher durch das Thal wandernd nirgends einen Ausweg zu finden im Stande war; selbst der Weg, auf welchem ihn der Vogel hieher geführt hatte, war nicht mehr zu finden.

Erschöpft setzte er sich endlich am Rande des Sees nieder und überließ sich der ganzen Melancholie seiner Gedanken. Selbst der Sonnenstrahl, der vorhin sich in dem in den See stürzenden Wasserfall abgespiegelt hatte, war erloschen, die Tageshelle hatte sich in ein geisterhaftes Dämmern, weit schlimmer als Finsterniß, verwandelt. Die Vögel auf dem See senkten die Köpfe und bewegten nur noch matt ihre Flügel, als wollten sie mit dem sterbenden Lichte sterben, und als Alciphron auf die finstere Statue des Götzen blickte, gaben die stärkern Schatten ihren traurenden Zügen einen Ausdruck, der ihm Entsetzen einflößte.

Der Gedanke an den Tod, stets bereit vor seinen Geist zu treten, kam nun mit entmuthigender Gewalt über ihn, wie er ihn nie zuvor gehabt. Fast glaubte er sich schon in dem dunklen Vorhofe des Grabes, von der Oberwelt, von dem Lichte der Sonne für immer ge-

trennt, nichts vor sich habend, als die Oede eines ewigen Schlafes.

Endlich nach einigen Stunden düstern Sinnens hörte er ein Rauschen im Gesträuche, das die Götterstatue umgab, und bald nachher die Stimme des Priesters, die ihm — willkommener als er geglaubt, daß sie ihm sein könnte, — die Versicherung gab, daß man ihn noch nicht gänzlich aufgegeben hatte. Der Priester setzte sich an die Seite des Philosophen und sagte ihm, daß er jetzt die letzte aber auch mühsamste der Proben bestehen sollte, bevor er in das Geheimniß der Unsterblichkeit eingeweiht würde. Kaum hatte er ihm dieß gesagt, als sich plötzlich wieder überirdisches Licht über das schweigsame Thal verbreitete, und der Priester den Philosophen den nämlichen Weg, welchen er gekommen war, in Marmorgallerien führte, welche von Säulen gebildet und von Lampen erleuchtet waren.

Trotz seines Unglaubens regte sich doch wieder eine leise Hoffnung in der Brust des Philosophen, als der verheißene Augenblick nahte, wo ihm die Enthüllung des Geheimnisses der Geheimnisse werden sollte. Dieses Ziel war jedoch nicht so nahe, als Alciphron erwartete, denn der Priester erklärte ihm in seiner dunklen, oft durch Widersprüche durchkreuzten Sprache, vor der Einweihung sei es nothwendig, daß er allein und in völliger Finsterniß im Heiligthume einer Gottheit Wache halte, und sich wieder durch Nachdenken auf den erhabenen Moment vorbereite, wo ihm das strahlende Licht der Unsterblichkeit aufgehen werde.

Je weiter sie in den Marmorgallerien kamen, desto sparsamer und in weitern Zwischenräumen waren die Lampen aufgehängt, bis sie sich endlich in gänzlicher

Finsterniß befanden. Hier nahm ihn der Priester bei der Hand und führte ihn eine Anzahl Stufen hinab zu einem Orte, wo dasselbe tiefe Dunkel herrschte. Mit zitternder Stimme, als erfasse ihn, den Geweihten selbst, ehrfurchtsvoller Schauder, sprach er nun: „Du stehst nun im Heiligthume unserer Göttinn Isis, und vor den Schleiern, die ihr heiliges Bild verhüllen.“ — Dann erinnerte er Alciphron ernst, sich nur mit solchen Gedanken zu beschäftigen, die sich für den Geist der Stätte eigneten, auf der er sich befinde, und ermahnte ihn zu vollkommenem, zweifelsfreiem Glauben, mit dem man allein die Offenbarung solcher Geheimnisse empfangen könne. Hierauf nahm der Priester von ihm Abschied, stieg die Stufen hinan, und ließ Alciphron, dem die Aussicht, lange Zeit hier in Dunkelheit und Unthätigkeit zubringen zu müssen, eine sehr unerfreuliche war, allein.

Selbst Gefahr, wenn sie seine Thätigkeit in Anspruch nähme, würde er dieser Prüfung, durch die doch allein die Tugend der Geduld erprobt werden konnte, bei weitem vorgezogen haben. Nachdem er untersucht hatte, wie weit der Raum um ihn her frei von Hindernissen wäre, suchte er sich durch Auf- und Abgehen in diesen engen Grenzen die Zeit zu vertreiben, bis ihn endlich das einförmige Echo seiner eigenen Tritte ermüdete. Er lehnte sich an einen massiven Pfeiler und überließ sich Gedanken und Empfindungen, weit von denen verschieden, die ihn der Meinung des Priesters nach erfüllen sollten.

Wenn diese Priester, dachte Alciphron, wirklich das Geheimniß des ewigen Lebens besitzen, warum werden sie denn selbst ein Raub des Todes? Wie sollten sie mit dem Becher der Unsterblichkeit in den Händen ins Grab

sinken? — Wer weiß, zu welchen Zwecken sie mich gebrauchen wollen! O wie albern war ich, mich in ihren Schlingen zu fangen, deren plumpe Anlage zu erkennen, es wahrlich keines Philosophen bedurft hätte!

Kaum hatte er dieß gedacht, als ein furchtbarer Donner durch den Bau rollte, in welchem der Philosoph sich befand, und die Mauern von dem Schalle zu beben schienen. Blitze, blendende Blitze zuckten von allen Seiten durch das Dunkel und ließen Alciphron von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Dom erkennen, in welchem er stand; er sah eine Azurdecke mit Sternen besäet, kolossale, hoch empor ragende Säulen, und einen dunklen Vorhang, der in der Mitte des Tempels von oben bis auf den Boden herab hing, und wohl das eigentliche Heiligthum der Göttinn hinter seinem Faltenwurf bergen mochte.

Der Philosoph war bereits seiner langweiligen Wache so überdrüssig geworden, daß diese augenblickliche Erleuchtung, während welcher das Heiligthum in seinem Grunde zu beben schien, keineswegs eine unwillkommene Unterbrechung seiner Geduldprobe für ihn war. Nach einer kurzen Zeit hörten indeß die Blitze auf, der Schall erstarb wie ferner Donner in dem ungeheuren Raum, und Dunkelheit und Schweigen, gleich dem des Grabes, trat wieder ein.

Wieder lehnte er sich an den Pfeiler, und indem er seine Augen auf die Gegend richtete, wo er den Vorhang gesehen, und von welcher der verheißene Glanz hervorbrechen sollte, beschloß er nun den wichtigen Augenblick der Lösung des Räthsels in Geduld zu erwarten. Ergeben und fast regungslos blieb er so fast eine Stunde, als plötzlich längs den Rändern des gewaltigen Vorhanges

sich ein dünner Lichtstreif zeigte, als käme er von einem glänzenden Gegenstande hinter ihm, ähnlich dem Saume, der eine Wolke beim Sonnenuntergang umgibt, wenn der Glanz des Tagsgestirnes nur an ihren Rändern sichtbar ist.

Das Licht wurde mit jedem Augenblicke stärker, so daß es endlich das Auge Alciphrons schmerzlich berührte. Seine Erwartungen waren nun auf das Höchste gespannt, und er war versucht, wieder alle Zweifel zu vergessen, die ihn eben erfüllt hatten.

Die Wunder, die er seit seinem Verweilen an diesem Orte gesehen, und die ihn kaum zweifeln ließen, daß sie mehr dem Himmel als der Erde angehörten, traten wieder lebendig vor seine Seele, und diese Erinnerung machte ihn wieder mehr geneigt, dem Priester und seinen Verheißungen Glauben zu schenken.

Während er nun so mit aufgeregter Phantasie den Ausgang erwartete, steigerte die Vermehrung des Lichtglanzes seine Aufmerksamkeit noch mehr, und er sah mit der gespanntesten Erwartung, welche sein Herz laut pochen machte, eine der Ecken des ungeheuern Vorhanges langsam emporheben. Er fühlte nun, daß das große Geheimniß, worinn es auch immer bestehen möge, sich ihm nun enthüllen müsse.

Aber mit Ueberraschung, ja für den Augenblick mit Verdruß, bemerkte er, daß ein Stück des Vorhanges nur so weit gehoben wurde, um eine weibliche Gestalt durchschlüpfen zu lassen, worauf derselbe wieder sank und alles wieder in die vorige Dunkelheit zurückkehrte.

Geblendet durch den plötzlichen Wechsel von Licht und Dunkel, wollte er sich soeben über die Wirklichkeit der Erscheinung befragen, als er leichte Fußtritte ver-

nahm, die sich ihm durch die Dunkelheit näherten. Nach zwei Sekunden stand die Gestalt, welche unter dem Vorhange hervorgekommen war, vor dem Philosophen still, und ihm sanft das Ende eines Bandes in die Hand legend, sagte sie mit leiser, zitternder Stimme: „Folget mir und schweiget, schweiget!"

Das Abentheuer kam so plötzlich, so überraschend, daß Alciphron einen Augenblick zögerte, als fürchte er, seine Sinne seien noch immer in Täuschung befangen. Er warf einen Blick auf den geheimnißvollen Vorhang, er schwankte, welche Wahl er treffen sollte, als die Stimme noch ein Mal flüsterte: „Um alles, was euch lieb ist, beschwöre ich euch, folget mir, es geschieht zu eurem Wohle!"

Zu gleicher Zeit fühlte er das Band stark angezogen, er folgte dem Rufe, und der Führerinn, die sich bereits in einiger Entfernung von ihm befand, nachgehend, fand er sich dieselben Marmorstufen hinaufgeführt, die er mit dem Priester herabgestiegen war. Oben angelangt, merkte er, daß sich der Schritt seiner Führerinn beschleunigte; er warf noch einen Blick auf das Heiligthum, auf den verdeckten Raum, und eilte dann seiner Führerinn nach. Diese zog ihn so sicher und schnell durch das mit Nacht bedeckte Labyrinth, daß ihm nur wenig Zeit blieb, über die Seltsamkeit des Abentheuers nachzudenken, in das er sich verwickelt fand. Ihr schneller Gang führte durch zahllose Irrgänge ohne Unterbrechung fort und auf Wegen unter der Erde, deren undurchdringliches Dunkel niemals von einem Lichtstrahle unterbrochen worden zu sein schien. Seine unsichtbare Führerinn war immer in einiger Entfernung von ihm, und das leichte Band, welches er fest hielt, als wäre

es der Faden des Schicksals selbst, wurde durch die Schnelligkeit ihres Laufes immer straff zwischen ihnen angezogen.

Endlich wurden ihre Schritte immer langsamer und fanden größere Schwierigkeit als zuvor, da ihr Weg jetzt eine Reihe morscher und von der Zeit verwitterter Stufen hinaufführte, welche dem müden und unsichern Fuße kein Ende zu nehmen schienen. Endlich verkündete das Knarren einer sich öffnenden Thüre und das hereinströmende Tageslicht, daß sie wieder in das Bereich des belebenden Sonnenscheines emporgekommen wären. *)

Freudig folgte der Philosoph seiner Führerinn durch die Oeffnung, und sah nun, daß er sich in einem großen, verfallenen Tempel befand.

Die erste Bewegung des Mädchens, welches er jetzt mit Erstaunen als die junge Priesterinn der Isis erkannte, die er im Tempel und dann in jenem Grabmale gesehen hatte, war, daß sie sich, ohne einen Blick auf Alciphron zu werfen, nachdem sie die Pforte des Ganges wieder geschlossen, auf die Knie wiederwarf, und mit erhobenen, gefalteten Händen ein Dankgebet sprach.

Aber sie war offenbar unfähig, sich aufrecht zu erhalten, ihre Kraft war dahin, und von innerer Auf-

---

*) Die Schriften der Alten berichten über die ungeheuren Aushöhlungen in allen Theilen Aegyptens, über die fünfzehnhundert Gemächer unter dem Labyrinth, die unterirdischen Ställe, die tausend Rosse faßten, die Grüfte Oberägyptens und die Sagen unter den Arabern, und Aussagen glaubwürdiger Reisenden bestätigen großentheils die Wahrheit dieser Angaben. — Wem die in den letzten Kapiteln erzählten wunderbaren und mannigfaltigen Ereignisse zu zauberhaft und unwahrscheinlich vorkommen, der erinnere sich der Priester des Königes Pharao, welche die Wunder des Moses nachmachten. — Mehr als ein Werk erwähnt der außerordentlichen Geheimnisse der ägyptischen Priester.

regung und Müdigkeit überwältigt, sank sie besinnungslos zu Boden.

Auch Alciphron mußte sich, durch die seltsamen Ereignisse der Nacht erschöpft, an eine der Säulen des Tempels lehnen, und stand hilflos und voll Unruhe da.

Achtzehntes Kapitel.

Die Reise.

Durch die belebende Wirkung der frischen Luft endlich wieder einigermaßen zu sich selbst gekommen, hob Alciphron die Priesterinn vom Boden auf und trug sie in den Vorhof des Tempels. Hier legte er sie auf die Stufen, wo der Nordwind, der frisch durch die Säulen wehte, ihr Antlitz berühren konnte.

Die Jungfrau, welche ihn wieder an das Licht des Tages heraufgeführt hatte, war wirklich jene, die er schon so lange gesucht. — Er blickte nun umher, um zu entdecken, wo er sich befände, und gewahrte eine so großartige und prachtvolle Scene, daß er wohl bei ihren reichen Schönheiten länger hätte verweilen mögen.

Er stand, wie er sah, auf einer kleinen Insel mitten im See Möris, und das Heiligthum, aus dessen Dunkel sie eben gestiegen, bildete einen Theil der Ruinen eines alten Tempels, der in der Blüthezeit von Memphis ein heiliger Wallfahrtsort für Gläubige aus allen Theilen Aegyptens gewesen war. Der See, aus dessen Gewässern sich einst Lusthäuser und Paläste erhoben,

war noch immer, obwohl vieler, ja fast aller dieser Wunder beraubt, ein so interessanter und prächtiger Schauplatz, wie ihn vielleicht die ganze Welt nicht aufweisen konnte. Während die Ufer noch mit Häusern und Tempeln geschmückt waren, die Zeugniß von der Prachtliebe des lebenden Geschlechtes ablegten, erzählte die Stimme der Vergangenheit, aus unzähligen Trümmern redend, von lang entflohenen Zeiten und längst hingeschwundenen Geschlechtern, vor deren gigantischen Trümmern alle die Herrlichkeit der gegenwärtigen Zeit klein und niedrig dastand. Ueber dem südlichen Ende des Sees hingen die Trümmer des Labyrinths; seine zwölf königlichen Paläste, seine dunklen Ruinen waren allein noch zurückgeblieben, die im Gegensatze zu den sanften Akazien- und Olivenhainen ringsum das üppige Lächeln der Natur zu tadeln schienen, und der ganzen Scene einen Anstrich melancholischer Erhabenheit gaben.

Die Wirkungen der frischen Luft äußerten sich aber hinsichtlich der jungen Priesterinn nicht so rasch belebend, als Alciphron erwartet hatte; ihre Augen waren noch geschlossen, und sie blieb bleich und ohne Besinnung liegen.

Beunruhigt schob Alciphron ihr seinen Mantel als Kopfkissen unter, und eilte etwas Wasser aus dem See zu holen. Der Tempel lag hoch, und der Abhang nach dem Ufer war sehr steil. Doch des Philosophen Lebensweise hatte ihm die Geschicklichkeit und Gewandtheit, die er in seiner Jugend besessen, noch nicht geraubt, und so stieg er mit der Leichtigkeit einer Antilope der Wüste hinab. Hier pflückte er von einem Bohnenbaume, dessen Blumen wie goldschimmernd sich über dem Wasser erhoben, eine der großen, hohlen Früchte, füllte sie mit

Wasser aus dem See, und eilte mit dem kühlen Tranke in den Tempel zurück.

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es ihm, seinen einfachen Becher den steilen Abhang hinauf zu bringen, mehr als ein Mal verschüttete ein unglückliches Ausgleiten den ganzen Inhalt, und eben so oft mußte der Ungeduldige wieder zurückeilen, ihn zu füllen.

Während dieser Zeit hatte die Priesterinn wieder Leben und Bewußtsein erhalten, und in dem Augenblick, wo Alciphron an dem Rand des Abhanges erschien, erhob sie sich, die Hand an die Stirne gepreßt, als wollte sie die Erinnerung an das Geschehene sich in das Gedächtniß zurückrufen. Kaum bemerkte sie jedoch den Philosophen, als ein leiser Angstruf von ihren Lippen tönte; ängstlich umherblickend, als suche sie Schutz, sprach sie kaum hörbar die Worte: „Wo ist er?" und suchte, als Alciphron sich ihr näherte, in den Tempel zu entfliehen.

Aber schon stand der Jüngling an ihrer Seite, schon ergriff er ihre Hand, als sie sich von ihm wandte, und fragte sie: „Wen suchst du, edle Priesterinn?" So gewinnend und sanft auch der Ton war, den Alciphron in diese Worte legte, so vermochten sie doch nicht, die bange Besorgniß der Jungfrau zu verscheuchen; denn zitternd, und ihre Blicke immer noch nach dem Tempel richtend, fuhr sie in einem Tone, der die fürchterlichste Angst ausdrückte, fort: „Ach mein Gott! wo ist er, wo kann er denn sein, der ehrwürdige Athenienser, der Philosoph?"

„Hier, hier," rief sie eifrig unterbrechend Alciphron, „ich bin es ja, ich bin an eurer Seite, ich bin es, den ihr an einem Bande durch unterirdische Gänge heraufführtet an das Licht des Tages. — Ich war es, dem

zwar noch vieles räthselhaft ist, der sich aber gerne eurem Dienste weiht, wie und wo es geschehen mag." Als er diese Worte gesprochen, wandte sich die Priesterinn langsam um, sah ihm schüchtern in das Antlitz und sprach, während ihr eigenes tief erröthend glühte, im Tone des Zweifels und der Verwunderung: „Ihr, ihr solltet es sein?" und dann bedeckte sie ihr Gesicht mit der Hand.

Alciphron wußte kaum, wie ihm geschah; war die Jungfrau nicht recht bei Sinnen, oder was war ihr sonst, denn was konnte sie bewegen, ihn, den sie kurz vorher gerettet, nicht mehr erkennen zu wollen, ihn gar ehrwürdig zu heißen? Während er dieß dachte, schwankte die Jungfrau bewegt den Stufen zu, die zum Tempel hinaufführten, lehnte die Stirne an den kalten Marmor und schien einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken. Schweigend und auf alle ihre Bewegungen achtend, erwartete indeß Alciphron eine nähere Aufklärung.

Bald sollte sich ihm das Räthsel lösen, denn plötzlich fuhr sie von ihrem Sitze auf, warf einen langen, starren Blick auf den Tempel, als stürzten von dort die Priester mit hochgeschwungenem Mordstahle hervor, dann deutete sie eifrig nach Osten und rief mit bewegter Stimme: „Nach dem Nil, wenn euch an unserm Leben liegt, nach dem Nil, ohne weitern Aufenthalt!" — Sie faltete wie bittend die Hände und schwieg hierauf wieder.

Unten am Seegestade landete soeben ein Schifferboot, wie sie auf dem See und auf dem Nil um Lohn fuhren. Ohne ein Wort oder einen Blick auf die Priesterinn zu werfen, der das unschuldige Vertrauen hätte beunruhigen oder stören können, welches sie in Alciphron zu setzen schien, geleitete er sie auf einem auf der

andern Seite des Tempels befindlichen Pfade nach dem Boote hinab.

Im Strahle der Sonne lächelte alles, als sie das Fahrzeug bestiegen. Der Morgen war eben angebrochen in aller seiner Lieblichkeit und Frische, und man konnte deutlich sehen, wie der Strich des Windes das Wasser des Sees kräuselte, als wolle er es aus dem Schlummer der Nacht erwecken. Die Vögel, die unter den Gesträuchen des Ufers nisteten, schwebten bald höher bald tiefer in allen Richtungen sich kreuzend, den See entlang, während Schwäne und Pelikane in stolzer Majestät langsam über den Spiegel des Sees hinglitten. Die Schönheit des Morgens zu erhöhen, sie für alle Sinne empfänglich zu machen, tönte vom Winde getragen manchmal ein süßes Getön musikalischer Instrumente über das Wasser her; es kam aus fernen Booten, welche bei so früher Tageszeit den Fischen des Sees auf diese Weise nachstellten, indem sie selbe dadurch in das Netz lockten. *)

In der Mitte des Fahrzeuges, auf welchem sie fuhren, stand ein im Innern zur Bequemlichkeit und Ruhe reich ausgestatteter Pavillon, und Alciphron führte seine Gefährtinn hinein, denn sie war sehr erschöpft, er selbst aber half den Schiffern rudern, und diese wunderten sich nicht wenig, wie ein Mann von so vornehmem Aeußern zu einer solchen Uebung komme.

Von allen Seiten eröffneten sich in der Landschaft neue Reize; dort stand unter den Wipfeln hoher Palmen — denn die Ufer waren reich bewaldet, — Zitronenbäume und Orangen, und ihre Früchte schimmerten gol-

*) So sagt der alte Schriftsteller Aelian, Buch IV.

den durch den grünen Grund der Blätter, während an andern Stellen hohe Tamarisken ihren Schatten warfen, und nahe am Ufer Weidenbäume ihre anmuthigen Zweige ins Wasser beugten.

Manchmal schimmerte auch aus der Tiefe der Haine ein Tempel oder ein Pavillon, und an anderen Stellen zeigten sich Plätze, dicht mit blassen, wohlriechenden Rosen bedeckt.

Die Schönheit des Morgens erhöhte sich mit jedem Augenblicke; Züge von Tauben und andern Vögeln flatterten unter dem Laube der Bäume hervor, weißbeschwingte Reiher sonnten ihre Schwingen am grünen Ufer, oder schwebten wie lebendiges Silber schimmernd über den sonnigen Fluthen. „O Morgenluft, wie schön bist du!" rief mehr als ein Mal Alciphron aus, „und welche himmlische Scenen bereitet dein frischer Hauch, mit Sommerpracht und Sonnenlicht verbunden."

Doch schon war beinahe der Morgen vorüber, das geschäftige Geräusch der Frühstunden war verstummt, und alles ringsum schlief in der heißen Stille des Mittags. Die Nilgans, die ihre glänzenden Schwingen gefaltet hatte, lag regungslos im Schatten der Feigenbäume auf den Fluthen, und sogar die Eidechsen am Ufer schienen sich minder schnell zu bewegen, während die Mittagsonne sich auf ihrem glänzenden, in bunten Farben schimmernden Körper abspiegelte.

Vom Wachen erschöpft, vom Nachsinnen über all das Unbegreifliche, das er gesehen, ermüdet, gab sich auch Alciphron der Ruhe hin. Er fühlte, wie seine Augen allmählich beim Hinstarren auf die Wasserfläche zufielen, und nach wenigen Minuten war er in tiefen Schlaf versunken.

Als er wieder erwachte, war es schon Abend, die Schiffe waren aus dem Kanale in den Nil eingelaufen, die junge Priesterinn saß unter dem Pavillone und las aufmerksam in einem kleinen Buche, das nebst mehreren Papirusrollen vor ihr lag.

Freundlich grüßte sie den Erwachenden, der nicht wenig verlegen war, was er antworten sollte, als die Schiffer ihn fragten, ob sie jetzt die Anker auswerfen sollten, oder ob die Reise weiter gehe; im letztern Falle baten sie um die Bestimmung, wohin sie den Lauf des Fahrzeuges lenken sollten.

Alciphron richtete fragend seine Augen auf die junge Priesterinn, welche von ihren Papirusrollen eine nahm, worauf eine aus wenigen Umrissen bestehende Zeichnung zu sehen war. Nachdem sie sie gedankenvoll betrachtet hatte, legte sie die Rolle in Alciphrons Hände und sagte mit zitternder, schüchterner Stimme: „Wenn wir an den Ort und in die Gegend kämen, welche in dieser Zeichnung dargestellt ist, so wären wir in vollkommener Sicherheit; sollten wir aber eingeholt werden, dann wäre ein gewisser Tod unser Loos."

Sie heftete ihre dunklen Augen ängstlich auf das Blatt, welches Alciphron in der Hand hielt, und dessen Sinn er nicht enträthseln konnte. Die Linien auf dem Papirus waren aber auch so schwach, daß es ihm erst nach vielen Anstrengungen gelang, ihre Bedeutung zu erkennen.

Es gelang ihm, zu entdecken, daß es eine Art Karte oder ein Grundriß von einem Theil jenes Gebirges war, welches Oberägypten gegen Osten begränzte, und auch die Namen oder eigentlich die Sinnbilder der vorzüglichsten Städte in der Nachbarschaft enthielt.

Er befahl nun ohne Verzug den Schiffern stromauf zu fahren, sie gehorchten und zündeten ein großes Feuer auf dem Hintertheile des Schiffes an, um die Krokodille zu verscheuchen, die nächtliche Fahrten nicht selten unsicher zu machen pflegten. Der Mond war aufgegangen, und obgleich das Schiff stromaufwärts fuhr, so ging die Reise doch ziemlich rasch von statten.

Alciphron wagte es nicht, die Jungfrau um nähere Enthüllung manches ihm Verborgenen zu bitten, sie flößte ihm eine Scheu ein, von der er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Oft richtete er den Blick auf sie, und dachte nach, wo er doch dieses Antlitz schon gesehen habe, doch schien sie dieses Anschauen zu verletzen, und sichtbar verstimmt zog sie sich dann gewöhnlich in den Pavillon zurück.

Die Reisenden waren indeß noch nicht weit gekommen, als ihnen die in der Ferne schimmernden Lichter und ein Feuerwerk, welches von Zeit zu Zeit zu sehen war, anzeigte, daß sie sich einem jener nächtlichen Märkte näherten, die man in dieser Jahreszeit auf dem Nil zu halten pflegt.

Alciphron war dieser Anblick nicht neu, wohl aber seiner jungen Gefährtinn, und mit Neugierde blickte sie auf das Gewühl von Schiffen, Booten und Fahrzeugen aller Art, durch welche sie fuhren.

Es war aber auch ein Anblick, wie er heutigen Tages nur mehr in China vorkommen möchte. Die breiteste Stelle des Flusses in ihrer ganzen Oberfläche war in jeder Richtung mit Booten und großen Handelsschiffen bedeckt.

Entlang des Gestades einer grünen Insel in der Mitte des Stromes lagen die großen Fahrzeuge der

vornehmsten fremden Handelsleute vor Anker, große schwimmende Kaufmannsläden, deren jeder den Namen des Eigenthümers in Flammenschrift auf seinem Vordertheile trug.

Auf den Verdecken dieser Schiffe lagen in heiterer Vermischung die Produkte des Webestuhles und der Nadel von ganz Aegypten ausgebreitet; dort reiche Teppiche von Memphis, hier Schleier der buntesten und mannigfaltigsten Art. Auf diesem Schiffe sah man Vasen aus Porzellain, auf einem andern Kristallgefäße, deren Farben gleich denen des Taubengefieders schimmerten.

Während hier der Handel seine Schätze ausbreitete, schwärmte der Geist des Vergnügens in zahlloser Gestalt über dem Strome, und auch längs den Gestaden der Insel und am Flußufer sah man Häuser durch die Bäume schimmern, aus denen Klänge der Musik und der Festlichkeit drangen. In einigen Booten befanden sich Sängerschaaren, die von Zeit zu Zeit einander gleich dem Echo über das Wasser hin antworteten, vermischt mit den Tönen der Lyra und der süßen Flöte.

Inzwischen sandten aus andern, an den dunkelsten Stellen gelegenen Booten die Kunstfeuerwerker ihre prachtvollen Wunder in die Luft. Von Zeit zu Zeit brachen, als geschehe es in der Freude lustigem Uebermaß, diese Flammen gegen den Himmel und ergossen, in einen feurigen Regen zerberstend, einen Glanz ringsumher, der selbst die fernen Hügel Arabias erhellte, daß sie wie im Glanze der Mittagssonne zu liegen schienen.

Dieser Markt bot den Reisenden günstige Gelegenheit, sich mit andern, weniger auffallenden Kleidern zu versehen, als diejenigen waren, in welchen sie der Un-

terwelt entflohen waren. Alciphrons seltsames, weißes Gewand, das ihm die Knaben angelegt hatten, war durch seinen griechischen Mantel verhüllt, den er aufgenommen, als er dem Vogel gefolgt war; aber der dünne Schleier der Priesterinn gewährte nur eine wenig genügende Verhüllung, das heilige Gewand war sichtbar, und die silbernen Sterne ihres Gürtels schimmerten durch ihren Schleier.

Nachdem sie diesen Kleiderwechsel vorgenommen hatten, war auch der Zweck, der sie auf diesem heitern Schauplatze aufgehalten, erreicht; das Segel wurde wieder aufgespannt, und sie setzten ihren Lauf stromaufwärts fort. Die Klänge und Lichter, die sie zurückließen, schwanden allmählig, und sie schwammen wieder in Mondschein und Stille dahin.

Der Thau fiel erfrischend aus der Luft, und jede Pflanze, jede Blüthe sendete ihm ihren Duft entgegen. Der Wind wehte jetzt stark genug, sie sanft gegen den Strom zu tragen. Die Bewohner der Gegenden nah und fern waren bei dem nächtlichen Markte versammelt, und der Nil war ungewöhnlich stille und einsam.

So fuhren sie den Strom hinauf; Alciphron und die Jungfrau saßen nebeneinander auf dem Verdecke des Schiffes, jedes dem andern ein Geheimniß, wie ihre Gedanken, ihre Absichten, ja selbst ihre Namen.

Die nothwendige Annäherung während der nächtlichen Messe hatte jedoch ihre gegenseitige Zurückhaltung ein wenig beseitiget, und Alciphron erzählte ihr, wie sie ihm im Tempel so bekannt vorgekommen, wie er sodann in die Pyramide gestiegen, und alle die wunderbaren Begebenheiten der letzten Tage; und so brach allmählig der Tag an.

Der Strom war nun voll Leben und Verkehr. Jeden Augenblick begegneten den Reisenden Boote, die stromabwärts fuhren, ohne des Segels oder Ruders zu bedürfen, so daß die Schiffer müßig auf dem Verdecke saßen, während das Schiff dahinglitt, und sangen oder auf ihren Rohrpfeifen bließen.

Auf einige Zeit dienten zwar diese verschiedenartigen Gegenstände den Reisenden zum willkommenen Stoffe ihres Gespräches, doch der Abend nahte, die Gegend wurde einsam, und dadurch wurden auch die Pausen ihrer Erzählung immer länger.

Es war fast Sonnenuntergang, als sie bei einem kleinen Tempel am Strande vorbeifuhren, dessen Säulengänge vom Abendschein erhellt waren; hier sahen sie eine Schaar junger Mädchen, die durch Lotuszweige an einander gereiht im weiten Kreise Tänze aufführten. Auch ihre Locken waren mit Lotusblumen durchflochten, und weiße Blumen bedeckten ihnen Gürtel und Arme, so daß man sie, wie man sie so anmuthig am Stromesufer hüpfen sah, für Nymphen des Stromes halten konnte.

Die Reisenden sahen einige Augenblicke dem religiösen Tanze zu, dann wandte sich die junge Priesterinn mit einem schmerzlichen Ausdrucke davon ab, als ob ihr die Erinnerungen, welche dadurch in ihr geweckt wurden, unangenehm wären.

Alciphron hatte inzwischen immer mehr Muth gefaßt, und auch die Jungfrau gewann mehr Zutrauen zu ihm, als sie seine Bescheidenheit und Zurückhaltung bemerkte, und ihre Schüchternheit verschwand zum Theile. Er bat sie nun, sie möchte ihm vertrauen, ihm ihre Geschichte mittheilen, damit er um so besser zu ihrem Wohle wirken könne.

Sie bedachte sich einige Zeit lang, doch fühlend, daß er ein Recht auf ihr Vertrauen besitze, begann sie mit jungfräulicher Schüchternheit und Sittsamkeit auf folgende Weise:

Neunzehntes Kapitel.

Ueberraschung.

„Mein Vater war ein Kaufmann in Smyrna, der Helsius hieß.“ — Ueberrascht fuhr Alciphron zusammen, bezwang sich aber und unterbrach sie in ihrer Erzählung nicht. „Glückliche Tage verlebte ich im Hause meines Vaters; o lebte er noch, — doch Gottes Wille geschehe und nicht der unsrige! Er starb nach kurzer Krankheit; noch auf seinem Sterbebette segnete er mich, übergab mir ein Paquet Schriften, um sie nach seinem Tode seiner Schwester zu überbringen, die im Dienste der ägyptischen Göttinn Isis in Memphis lebte, und unter deren Schutz ich mich begeben sollte. Gerne, sprach er unter andern, würde ich deine Beschützung Jemanden anvertraut haben, den ich liebte, der wie du die Hälfte meines Vermögens erhält, doch er ist fern und ich muß dich daher den Händen meiner Schwester anvertrauen.

„Vieles sprach mein Vater noch, doch sein letztes Wort galt nicht mir, sondern einem Manne, den der Vater, als er noch Knabe war, zu sich genommen und erzogen, auf dessen Unterricht er große Summen verwandt und dem er die Hälfte seines Vermögens vermacht

hatte. Er war zwar von der Krankheit des Vaters in Kenntniß gesetzt worden, aber der Undankbare kam nicht; er zog die Freude und den Jubel der Feste Athens, wo er lebte, dem Sterbelager dessen, der sein Wohlthäter war, den Gesang der griechischen Chöre, der jene Feste verherrlichet, den Klagetönen an der Leiche dessen vor, der ihn fast lieber hatte als das eigene Kind."

„Sagtet ihr nicht," unterbrach sie Alciphron, „jener, welcher sich diese Vorwürfe zuzog, sei der Gespiele eurer fröhlichen Jugend gewesen, und hat denn, wenn dieß der Fall ist, euer Herz gar keine Entschuldigung für den Jüngling gehabt, den vielleicht Umstände und ein hartes Schicksal wider Willen hinderten, an das Sterbelager des Greises zu eilen?

„Ich kenne den, der eurem Vater so viel zu danken hat; glaubet mir, er ist kein Undankbarer, und er vergoß tausend Thränen, als er die Nachricht seines Todes empfing, aber diese Nachricht gelangte durch Zufall so spät in seine Hände, daß euer Vater längst begraben war, als er in Smyrna, wohin er sogleich geeilt war, ankam."

„Ich glaube euch," sprach die Priesterinn, „und gerne überzeuge ich mich von der Unschuld Alciphrons, so hieß er, den ich in frühern Tagen Bruder hieß, denn mein Herz blieb ihm stets gut und entschuldigte ihn selbst dann noch, als Jedermann ihn einen Undankbaren nannte. Ging mir doch mein Vater hierin mit seinem Beispiele voran, denn er sagte noch eine Stunde vor seinem Tode: Meinem theuren Alciphron ist gewiß ein Unglück begegnet, ach vielleicht ist er todt und mir vorangegangen ins Elisium! — Gerne würde ich seine Ansicht getheilt haben, doch beinahe einen halben Monat nach des Va-

ters Tode blieb ich noch in Smyrna, aber ich habe nichts von ihm vernommen, als den Ruf seines Ruhmes als Philosoph, aber auch als Verächter jeder Religion. Doch ihr sagtet, ihr kennet ihn, o erzählt mir von ihm, gern höre ich von ihm sprechen, der einst mein Jugendgefährte, der Gespiele in bessern Tagen war, als mir noch ein liebevoller Vater lebte, denn jetzt, jetzt habe ich Niemand, ach gar Niemand mehr auf der Welt, der mir nahe stände."

„Julia," rief Alciphron, „lebe doch ich noch, blicke nicht so erstaunt; ich selbst bin dein Bruder, ich selbst bin derjenige, den ein böser Zufall um deine Liebe gebracht hat. Höre mich, ich will den Verdacht, den du von mir hegst, entkräften, habe ich doch selbst nicht Ruhe, bis ich gereinigt von jedem Verdachte vor dir stehe."

Und in stürmischer Hast erzählte er ihr die Begebenheit mit dem vergessenen Brief; „freilich," klagte er, „ist es auch meine Schuld, ich war zu leichtsinnig, ich stürzte mich in die Fröhlichkeiten des Festes und vergaß darüber Anderes. Doch verzeihe auch du mir, so wie der liebe Vater im Elisium mir gewiß schon lange verziehen hat."

Und die Schwester verzieh ihm freudig, denn sein Benehmen gegen sie, die Schutzlose, auf der Reise bisher hatte ihr seine edle Denkungsart bewiesen. Jetzt im gefährlichsten Augenblick ihres Lebens, unter dem zweifelhaften Schutze eines fremden Mannes stehend, hatte Gott ihr Flehen gehört und ihr den Bruder gesandt, der allein ihr noch nahe stand auf der Welt.

Doch nachdem der erste Taumel der gegenseitigen Freude, des Entzückens und des Jubels vorüber war, ergriff Julia den Faden ihrer unterbrochenen Erzählung

wieder und fuhr also fort: „Mein Vater war in frühern Zeiten oft nach Memphis gekommen, ja als sein Geschäft im Steigen war, hatte er sich sogar einige Jahre dort aufgehalten. Eine Schwester war seine einzige Anverwandte, und als der Vater nach Rom zog und den Zeitpunkt nicht bestimmen konnte, an welchem er wieder zurückkehren würde, ließ er, da er wohl fühlen mochte, daß seine Schwester, das sanfte gute Mädchen, keine passende Gesellschaft für sein abentheuerliches Leben sei, sie bei einer befreundeten Familie in Memphis zurück.

„Unglücksfälle aller Art brachten jene Familie in tiefe Armuth, und die junge Theora, so hieß die Schwester meines Vaters, hatte den Wunsch, der guten Familie nicht länger mehr lästig zu fallen. Sie schrieb mehrere Briefe an ihren Bruder nach Rom, die aber dieser nicht erhielt.

Sie war in mehreren Künsten der damaligen Zeit unterrichtet, sie konnte herrliche Stickereien verfertigen, Musikinstrumente mit großer Kunstfertigkeit spielen, und durch Schriftzüge ihre Gedanken oder die Worte Anderer ausdrücken.

„Damals befand sich in Alexandrien der gelehrte Christ Origenes, der sowohl bei den Christen als Heiden sehr berühmt war, denn er war reich begabt mit Gelehrsamkeit, und gleichwohl auf die Weisheit dieser Welt nur dann stolz, wenn er fand, daß er mit ihr dem Lichte des Christenthumes größere Ausbreitung verschaffen konnte.

Sein ganzes Leben hindurch hatte er vergebens nach der Glorie des Martyrerthumes gestrebt, mehrere Mal war er nahe daran, sie zu erhalten, und in mehr als

einer Christenverfolgung hatte er sich freudig für bereit erklärt, für den Glauben zu sterben, dessen Lehrer und dessen Zierde er im Leben war. Bei einer dieser Gelegenheiten kleideten ihn seine Peiniger wie einen heidnischen Priester, führten ihn dann auf die Stufen des Götzentempels und geboten ihm, er sollte nach der Weise der heidnischen Priester der Menge, die zum Tempel kam, Palmzweige bieten.

„Der muthige Christ aber vereitelte diese Absicht. Mit fester Hand hielt er die Zweige und rief den Heiden, die zum Tempel wallten, zu: „Nehmt diese Zweige, nicht den Göttern zu Ehren, sondern zu Ehren dessen, der die ganze Welt erlöst, zu Ehren des Christengottes Jesus Christus!

„Dieser heilige und gelehrte Vater war unermüdet in seinen Studien, so daß, als er wieder ein großes Werk, die Erklärung der heiligen Schrift, des Lehrbuches der Christen, aufsetzte, er stets sieben Schreiber hatte, die einander wechselweise ablösten, um stets unermüdet rasch aufzuzeichnen, was ihnen seine beredte Zunge diktirte. Eine gleiche Zahl junger Mädchen, welche gut schreiben konnten, beschäftigte sich, die kostbaren Blätter zu ordnen und durch neue Abschriften zu vervielfältigen.

„Unter diesen Mädchen befand sich auch Theora; sie hatte von den Heiden erfahren, daß der hl. Mann, den alle achteten und verehrten, geschickte, schreibekundige Hände brauche, hatte ihn daher aufgesucht und sich ihm zu gleichem Dienste angeboten, die von dem Kirchenlehrer auch gerne angenommen wurden. Für Theora hatte diese Beschäftigung wichtige Folgen; sie las eifrig, was sie schrieb, und das auf so beredte Weise erläuterte Wort

Gottes fand allmählig Eingang in ihr Herz. Tief rührten sie die Wahrheiten, welche sie niederschrieb, noch tiefer aber senkten sich die mündlichen Aussprüche des großen Lehrers, den sie so oft zu hören Gelegenheit fand, in ihre Seele. Mit der Erhabenheit seiner religiösen Ansichten vereinigte er eine Milde, die nie verfehlte, mit überzeugender Kraft auf die Herzen, auf das Gemüth und den Geist der Menschen zu wirken.

„Er hatte daher zahlreiche Schüler, und daß auch weibliche Herzen von den Wahrheiten seiner Lehre durchdrungen wurden, beweisen die Namen: Barbara, Juliana, Herois und mehrere andere, welche alle ehrenvolles Zeugniß für den christlichen Glauben ablegten.

„Für Theora wurde das Gefühl, welches seine Lehren ihr einflößte, gleichsam eine neue Seele, ein nie zuvor empfundenes Bewußtsein geistigen Daseins. Die Schönheit der Erklärungen der hl. Schrift führte sie zur Bewunderung des Urtextes selbst, und als sie durch die Güte eines von ihrem unschuldigen Eifer gerührten Katechumenen zum ersten Male in den Besitz einer Kopie des lebendigen Wortes Gottes, der hl. Schrift, kam, beschäftigte sie sich Tag und Nacht mit ihr, und mit einem Gemische von Vergnügen und Furcht verbarg sie das Buch vor Aller Augen.

„Ein auf solche Art gewecktes Herz würde ganz sicherlich leicht dem christlichen Glauben gewonnen worden sein, wenn die Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören, länger gedauert hätte. Ungünstige Umstände beraubten sie jedoch dieses Glückes. Der sanfte Origenes, in seinen Arbeiten seit langer Zeit gestört und verfolgt, sah sich endlich genöthigt, seine Schule zu verlassen und aus Aegypten zu fliehen. Die Beschäftigung der Schrei-

ber und Schreiberinnen hatte daher ein Ende, Theoras Verkehr mit den Anhängern des neuen Glaubens hörte auf, und der Eifer ihrer Begeisterung, nicht ferner mehr genährt, mußte andern Eindrücken weichen.

„Die Familie, in deren Schutze Theora früher gelebt hatte, war inzwischen aus der Stadt gezogen, und das arme Mädchen fand sich wieder allein und verlassen. In dieser Lage entschloß sie sich, in die Dienste eines der großen Tempel zu treten; für einsam stehende Frauen und verwaiste Mädchen war der Dienst der Tempel eine willkommene Zuflucht, und auch Theora erhielt, nachdem man sich überzeugt hatte, daß sie die dazu nöthigen Eigenschaften besitze, von den Priestern der Götzentempel zu Memphis leicht die Erlaubniß, eine der Priesterinn der Isis zu werden, und es war der Dienst bei jenen unterirdischen Heiligthümern, dem sie hauptsächlich obzuliegen hatte.

„Hier lebte sie nun viele Jahre; hier sah sie den unheiligen Prunk und die falschen Wunder dieser geheimnißvollen Orte. Obgleich Theora, von ihrem Enthusiasmus für den Christenglauben durch andere Dinge, durch andere Umstände abgelenkt worden war, so war der Eindruck, den er auf sie gemacht, doch noch nicht gänzlich erloschen. Stets bewahrte sie das heilige Buch, welches ihr der fromme Lehrer gegeben, als ihren größten und kostbarsten Schatz sorgfältig. Sie schlug es zwar nur selten auf, aber sie verband in ihrer Erinnerung damit die Idee der Heiligkeit, und oft saß sie vor ihm, es mit ehrfurchtsvollem Wohlgefallen betrachtend, und sich das Glück zurückrufend, welches sie zuerst empfunden hatte, als es ihr Eigenthum wurde.

„Die Einsamkeit ihres neuen Aufenthaltes und die Muße, die sie nach Verrichtung ihrer wenigen Dienste hatte, machten, daß sie solchen Gedanken immer häufiger nachhing, und führte ihr wieder die trostreichen Wahrheiten in das Gedächtniß zurück, die sie schon in der Schule von Alexandrien gehört hatte. Sie begann jetzt das heilige Buch mit Eifer durchzulesen, und während sie aus dieser Quelle der ewigen Liebe und Wahrheit schöpfte, fühlte sie, was seitdem wohl Tausende gefühlt haben mögen, daß das Christenthum die einzige wahre Religion ist, göttlich in ihrem Ursprung und Fortgang.

„Diese Studien ihrer geheimen Stunden wurden ihr immer theurer, je mehr damit Gefahr, große Gefahr für sie verbunden war, und je nothwendiger es wurde, daß sie das kostbare Licht, welches sich in ihrem Herzen entzündet hatte, das Licht des Glaubens an die ewigen Wahrheiten, vor ihrer Umgebung verbarg.

„Sie war zu schüchtern, um jener grausamen Verfolgung entgegenzutreten, die alle traf, welche der Neigung zum Christenthume verdächtig waren; daher fuhr sie fort, bei den prunkvollen Ceremonien des Tempels zu dienen, wiewohl ihr Gewissen ihr oft solche Vorwürfe machte, daß sie mitten im Tempeldienst inne hielt, und Gott bat, ihr diese Entheiligung seines Geistes zu vergeben.

„Sie hatte indeß schon früher Nachricht von ihrem Bruder erhalten; er hatte ihr geschrieben, daß zwei Kinder seine Freude ausmachten. Jetzt bat er sie, sie möchte das jüngere, ein Mädchen, in ihre Obhut nehmen. Dieses Mädchen war ich; von dem Jugendgespielen getrennt, der in Athen auf künftige Ruhmeskränze sann, ging ich gerne nach Aegypten, denn ich hatte von den

Wundern der ägyptischen Heiligthümer und Wundersagen schon so viel gehört, daß mein Verlangen, sie selbst zu schauen, sehr groß war.

„Ich wuchs auf in Theoras Nähe, ich machte ihre Freude aus, vergrößerte aber auch mit jeder Stunde ihre Angst; denn als ich das gehörige Alter erreicht hatte, mußte ich wie die übrigen jungen Mädchen, die im Dienste des Tempels standen, an dem Dienste und den Ceremonien der Tempel Antheil nehmen. Einige von uns mußten die Blumen der Altäre besorgen, andere mußten dafür Sorge tragen, daß die heiligen Gefäße mit frischem Nilwasser gefüllt wurden, und wieder anderen war es übertragen, die silbernen nnd goldenen Gefäße, Schränke und Zierrathen stets in vollkommenem Glanze zu erhalten.

„Das mir zugewiesene Geschäft — das ehrenvollste dieser kleinen Dienste — bestand in der Pflege der dem Monde geweihten Vögel, die ich mit ihren Lieblingseiern aus dem Nile versorgen und mit dem reinen Wasser tränken mußte, welches allein diese zarten Thiere berühren. Dieses Geschäft machte mir Vergnügen, und jener Vogel, um den du mich in dem Tempel der Götter hast tanzen gesehen, war mein besonderer Günstling und seit der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Aegypten täglich von mir gefüttert und geliebkost worden.

„Musik, in diesen zauberischen Regionen eine der Hauptanlockungen, wurde von jedem, der dort Dienste zu verrichten hatte, gefordert. Daher klangen auch nirgends die Lyra, die Harfe, die heilige Flöte süßer, als in den unterirdischen Gärten. Die Priester mochten fühlen, daß das Ende ihrer Religion und der Umsturz der Altäre ihrer Götzen nicht mehr sehr ferne war, und sie

boten daher alles auf, das System des Aberglaubens gegen die neue einfache göttliche Lehre, die sie bedrohte, zu vertheidigen. Unter den Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, gehörte besonders die Erhöhung des Glanzes der Ceremonien der wunderbaren Geheimnisse, die Aegypten schon seit so langer Zeit berühmt gemacht hatten.

„Auch wurde alles, was Kunst erfinden und Fleiß ausführen konnte, jede Hilfsquelle, die den Priestern ihre wunderbare Kenntniß in der Feuerwerkerei, in Mechanik und Optik darbot, angewandt, um die Wirkung des Tempel- und Götzenwesens zu erhöhen, und allem, was damit in Verbindung stand, den Schein des Uebernatürlichen zu geben.

„Oft wurde ich bei solchen Unternehmungen gebraucht, und mir machte dieß früher Vergnügen. Aber für Theora, die den damit verbundenen Betrug nur zu wohl kannte, war der Dienst, den ich zu leisten hatte, eine beständige Quelle der Angst und des Vorwurfes, und oft wenn ich als ein Geist des Elisiums gekleidet vor ihr stand, wandte sie sich schaudernd von mir ab.

„Als mein Verstand reifer, thätiger und lehrbegieriger wurde, vermehrten sich ihre Besorgnisse und Verlegenheiten. Sie wagte es kaum, mich die Wahrheit schauen zu lassen, aus Furcht, die Sorge, die Angst, die stets ihr Haupt umlagert hielt, möchte auch mir die Freuden der Jugend trüben und mich aus meiner glücklichen und sorgenlosen Ruhe aufstören.

„Theora war gewohnt, nachdem sie ihre Morgen dem Tempeldienste gewidmet hatte, die Abende und Nächte in ihrer kleinen Wohnung zuzubringen. Hier, wo jeder grobe Aberglauben, der im Tempel den Blicken auf jedem Schritte begegnete, entfernt war, versuchte sie es,

meinen Geist aufzuklären so gut sie es vermochte. Ich hatte für die Wahrheiten, die sie lehrte, viel Empfänglichkeit, wie eine Pflanze, die lange im Finstern verschlossen war, sich von selbst den Strahlen des Lichtes, das plötzlich auf sie einströmt, zuneigt.

„Oft wenn wir Nachts bei einander auf der Terasse saßen und das schimmernde Heer von Sternen bewunderten, deren Schönheit die Menschen zuerst zum Götzendienst geführt haben mochte, erklärte sie mir mit frommem Sinne, daß nur Einer ist, der, wenn gleich unsichtbar unsern Augen, Alles mit einem Worte erschaffen hat und die Bahnen der leuchtenden Sterne mit mächtiger Hand beherrscht, und Alles regieret, die Reiche der Welt sowohl, als die Reiche, welche sich auf jenen unzähligen Gestirnen befinden.

„Auch im Tempel selbst bemühte sie sich, in die abgöttischen Ceremonien, die wir verrichten mußten, reinere Ermahnungen zu mischen. Wenn mein Liebling, der zahme Vogel Ibis, seine Stelle auf dem Altar einnahm, und ich mich mit allem Ernste göttlicher Verehrung diesem Thiere nahte, wenn der Akazienzweig, den ich kurz vorher selber gebrochen, in meinen Augen eine göttliche Heiligkeit zu erhalten schien, sobald der Priester darauf gehaucht hatte, so machte mich Theora bei solchen Gelegenheiten, wiewohl unter Furcht und Zittern, auf die Verschiedenheit aufmerksam, die zwischen Gott und seinem Geschöpfe stattfinde, und daß jene Dinge nur Erinnerungszeichen an seine göttliche Güte, Allmacht und Weisheit seien. —

„Der Zustand der Angst und Unruhe, in welchem sich das Gemüth Theoras bei den obwohl schlau verhüllten Scenen, deren Zeuge sie täglich war, befand,

wurde ihr endlich unerträglich. — Die Gefahren, welche ihr Streben nach Wahrheit über sie bringen konnte, schienen ihr nicht halb so schrecklich, als dies Verharren in Sünde und Betrug. Noch war ich rein und schuldlos; aber wie konnte ich es ohne die beste Hüterinn der Seele, ohne die Religion bleiben? „Dieser Gedanke entschied auf einmal über sie, und alle ihre Besorgnisse und Aengstlichkeiten schwanden vor demselben. Sie entschloß sich, mir das Geheimniß ihrer Seele zu öffnen, mich, die ich auf Erden ihre einzige Freude war, ihrer Hoffnung auf den Himmel, auf das Jenseits theilhaftig zu machen, und dann sobald als möglich mit mir aus den unheiligen Orten, die wir bewohnten, in die Wüste, in das Gebirge, in jeden noch so verlassenen Ort zu fliehen, wo Gott und das Bewußtsein unserer Unschuld uns beistünde, denn meinem Vater, den sie für den eifrigsten Götzendiener hielt, wagte sie sich nicht zu entdecken.

„Die Bereitwilligkeit, mit welcher ich die göttliche Wahrheit aufnahm, überstieg selbst ihre größten Erwartungen. Sie glich dem Entzünden einer Fackel an der andern, so bereit war mein Gemüth für die Erleuchtung, die mir ihre herrlichen Worte gewährten. Reich fühlte sich nun Theora für alle ihre Leiden entschädigt, als sie mich mit Begierde aus dem Born alles Lebens und aller Wahrheit trinken sah."

„Aber unser Glück war nicht von langer Dauer. Die Leiden, welche die Gute erduldet hatte, die geheimen jahrelangen Leiden, Sorgen und Zweifel begannen endlich ihre Gesundheit anzugreifen; sie fühlte eine tägliche Abnahme ihrer Kräfte, und der Gedanke, jenen Schatz, den sie so eben dem Himmel gewonnen, allein und schutzlos in der Welt zu lassen, erfüllte sie mit einem Kummer,

der die gänzliche Erschöpfung ihrer Lebenskräfte noch mehr beschleunigte. Hätte sie ihren Entschluß, von ihrem Aufenthaltsorte in die Wüste zu fliehen, ausgeführt, so wäre ich nun schon außer dem Bereiche der Macht Jener gewesen, die sie fürchtete, und würde in der Einsamkeit der Wüste wenigstens vor Unrecht sicher geblieben sein; allein nun war es zu spät, denn allmählich nahte ihr Ende. —

„— Ein Unglück kommt niemals allein, das zeigte sich auch hier; mein Vater war krank, er sehnte sich nach mir und seinem Pflegsohne, ich erhielt die Nachricht von Theoras Lippen; sie beschwor mich, hinzureisen und ihrem Bruder das letzte Lebewohl zu sagen. Wie viele Thränen mich der Abschied kostete, brauche ich wohl nicht zu sagen; ein trauriges Ereigniß folgte nun auf das andere, und ich erreichte das heimathliche Haus nur wenige Tage vor meines Vaters Tode. Gerne hätte er mich eurem Schutze anvertraut, als ich ihm meine Abneigung nach Aegypten zurückzukehren, mittheilte, doch er wollte stets mit euch selbst darüber sprechen. Aber Alciphron erschien nicht, und als mein Vater todt war, hatte ich auch keine Lust, mich dem anzuvertrauen, von dem ich so Vieles und darunter wenig Gutes vernahm. Die Einsamkeit des älterlichen Hauses stimmte zu meinem Trübsinn, meine Gedanken weilten aber noch in Aegypten, und einen schicklicheren Aufenthalt nicht kennend, reiste ich wieder dahin.

„Ich traf Theora noch am Leben; ihre Freude, aber zugleich ihr Schrecken über meine Ankunft war gleich groß. Ich hatte ihr einen Brief meines Vaters mitgebracht, dessen Inhalt sie zu erschrecken schien, denn sie umfaßte mich weinend, nachdem sie ihn gelesen. Ihre Gesundheit

verfiel immer mehr, obwohl sie es mir zu verbergen suchte, und ich dachte mit Entsetzen an meine Zukunft, wenn auch sie mir entrissen werden sollte.

„Ach nur allzubald kam der traurige Augenblick der Trennung. Theora hatte kaum noch Zeit, mir ihre Wünsche und Belehrungen mitzutheilen, mir jenen Brief, den ich ihr von meinem Vater überbracht hatte, versiegelt zu übergeben, ihren kostbarsten Schatz, das heilige Buch, in meine Hände zu legen und mich anzuflehen, um jeden Preis diesen unheiligen Ort zu verlassen und zu fliehen. Sie streckte ihre abgezehrten Hände gegen die Gebirge des Landes aus, sie nannte mir mit Aufbietung der ihr noch übrigen Kräfte den Namen des heiligen Mannes, dem ich jenen Brief überreichen sollte, und von dem sie allein außer dem Himmel Schutz und Heil für ihr Kind hoffte.

„Mein erster heftiger Schmerz über ihren Tod wich allmählich einem stillen thränenlosen Grame, der mich auf einige Zeit für die Gefahren meiner Lage gänzlich unempfindlich machte. Mein einziger Trost war, die Todtengruft in der Pyramide zu besuchen, wo die irdischen Reste Theoras ruhten. Hier weilte ich Nacht für Nacht in Betrachtung und im Gebete für den Frieden der abgeschiedenen Seele, — einsame, traurige, aber für mich doch glückliche Stunden.

„Ziemten sich auch die ägyptischen Götzenbilder, womit die Kapelle, wo die Gute ruhte, geschmückt war, nur wenig für die Ruhestätte einer Christin, so befand sich doch ein Sinnbild ihres Glaubens, ein kleines silbernes Kreuz, auf ihrer Brust. Und auf dieses Kreuz, welches ich die Verstorbene so oft hatte küssen gesehen, legte ich ein feierliches und inniges Gelübde ab, nie je-

nen Glauben zu verlassen, den ich von der Seligen wie eine kostbare Erbschaft empfangen hatte. In solchen Augenblicken entstand in meinem Herzen eine solche Begeisterung, daß ich beinahe mein gefährliches Geheimniß verrathen und mitten im düstern Tempel ausgerufen hätte: „Ich bin eine Christin!"

„Aber dem letzten Willen derjenigen, der ich Alles verdankte, mußte gehorcht werden; ich sah daher meine Flucht aus den Wohnungen des Aberglaubens für eine unerläßliche Unternehmung an und dachte Tag und Nacht auf Mittel, sie zu bewerkstelligen. Und doch fühlte ich mich trotz meinem kaum zu verbergenden Abscheue gezwungen, mich dem Götzendienst im Tempel zu widmen. Ich mußte einige der Pflichten Theoras übernehmen, und empfand bei der Verrichtung derselben durch das Andenken an jene, die sie vor mir verrichtet, wenigstens eine Art melancholischen Trostes, welcher meinen Kummer in etwas verscheuchte. Allein die Rolle, die ich bei der Darstellung der mannichfaltigen Schauspiele, welche die Sinne der neu Aufzunehmenden blenden sollten, zu spielen hatte, verursachte mir ein Gefühl frevelnder Entwürdigung, welches ich kaum länger zu verbergen im Stande war.

„Bereits hatte ich in Gedanken einen Plan zur Flucht gebildet, dessen Gelingen zu hoffen mich die genaue Kenntniß aller Irrgänge dieses unterirdischen Reiches berechtigte, als die Aufnahme und Verführung eines athenienſischen Philosophen beschlossen wurde.

„Vom ersten Augenblicke der Landung dieses Mannes zu Alexandrien war er ein Gegenstand des Verdachts und der Beobachtung für den argwöhnischen Orcus, den Oberpriester, gewesen, denn die Philosophie, das

gerade Gegentheil des Aberglaubens, beunruhigte sein Herz. Die Sekte, zu welcher sich aber der Athenienser bekannte und dessen berühmtes Haupt er war, schien dem Orcus besonders strafbar und verdammungswürdig. Die Vorzüge des Philosophen, die Volksthümlichkeit, die er sich allenthalben erwarb, und die Freiheit, womit er überall seinem Witze auf Kosten der Religionen die Zügel schießen ließ, sowie seine Einbildungen und Träume von Unsterblichkeit wurden dem Oberpriester durch seine zahlreichen Spione getreulich überbracht und erregten in ihm den erbittertsten Haß gegen den kecken Fremdling.

„Er beschloß, ihn in seine Gewalt zu bekommen, und ihm keine andere Wahl zu lassen, als zwischen Bekehrung zum Dienste der Götter oder zwischen dem Tod. Seine leidenschaftliche, rachsüchtige Gemüthsart hätte den Tod des Philosophen vorgezogen, allein seinem Stolze schien es angemessener, wenn die Religion, welcher er als Oberpriester vorstand, den jungen Mann unter ihre Mitglieder zählen und über die Philosophie desselben einen glänzenden Sieg davon tragen würde.

„Des Fremden Besuch in der Todtenstadt war nicht unbekannt geblieben, auch seine ferneren Besuche in der Pyramide blieben den Priestern nicht verborgen. Sie priesen ihr gutes Glück, das ihnen auf diese Weise den Vogel selbst ins Netz lieferte, und beschlossen, eine solch treffliche Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen.

„Sofort wurden jene wunderbaren Maschinerien, wodurch die glänzenden Phantome und Täuschungen hervorgebracht werden, in Bewegung gesetzt. Der Philosoph ließ sich auch täuschen, besuchte die Zauberin, die

in vielfacher Verbindung mit den Priestern stand, und übergab sich selbst ihren Ränken.

„Alle Diener des Tempels boten ihre Kräfte auf, um seine scharfen Sinne zu hintergehen; im ganzen unterirdischen Gebiete sprach, lachte und spottete man darüber, und auch ich hörte von ihm, jedoch nur im Allgemeinen, als von dem Haupte einer großen griechischen Sekte sprechen, das durch Neugierde oder einen andern Zufall sich verleiten ließ, sich den Prüfungen der Einweihung auszusetzen, und das die Priester, wie ich sah, durch jede List, welche ihre finstere Wissenschaft ihnen an die Hand gab, in ihre Schlingen zu verwickeln suchten.

„Meinem Geiste schien die Vorstellung von einem Manne, wie mir der Philosoph geschildert wurde, nothwendig mit der Idee von Alter und Ehrwürdigkeit gepaart seyn zu müssen. Die Möglichkeit, daß er mir zur Erlösung behülflich seyn könnte, erfüllte mein Herz mit einer Hoffnung, von der ich mich nicht losreißen konnte. — Oft hatte mir Theora von den vielen heidnischen Weisen erzählt, die ihre Wissenschaft demüthig zu dem Fuße des Kreuzes niedergelegt hätten, und obwohl ich fürchtete, daß der Athenienser schwerlich zu deren Zahl gehören werde, so hatten doch die Gerüchte, die ich von den Dienern des Tempels über seine Verachtung der Irrthümer des Heidenthums vernommen, in mir die Vermuthung erregt, ich werde bei ihm wo nicht Sympathie doch Duldung finden.

„Auch war es nicht allein die Aussicht auf meine eigene mögliche Befreiung, welche ich mit diesem Plane verband; die Miene stolzer, selbstzufriedener Bosheit, mit welcher mich der Oberpriester belehrte, welche Rolle ich vor dem Philosophen spielen sollte, die Verachtung mit

welcher er von diesem „Ungläubigen," wie er ihn nannte, sprach, verkündete mir zu deutlich das Schicksal, welches seiner wartete, wenn er ihren Verführungen widerstehen würde. Wußte ich doch, wie viele Fremdlinge, welche in Aegypten ein leises Wort gegen diesen geheiligten Unsinn gesprochen hatten, den Untergang fanden. Ich glaubte daher, der ehrwürdige Grieche, wenn er von der Betrügerei der Priester Kenntniß erhielt, würde ebensoviel Grund als ich selbst haben, jenen geheimnißvollen Orten und den ihm gelegten Schlingen entfliehen.

„Mein Entschluß stand fest. Ich sollte die Göttin Isis vorstellen und mich in allem Glanze hinter dem aufgezogenen Vorhange zeigen und dem Philosophen Unsterblichkeit versprechen. Eine bessere Gelegenheit, sich ihm zu nähern, konnte nicht wieder kommen. Würde er sich weigern, mir zu helfen, so war auch für diesen Fall mein Entschluß gefaßt, nämlich im Vertrauen auf Gott, der über die Unschuldigen wacht, allein zu fliehen. Nachdem ich dem Grabmale der geliebten Theora den letzten Besuch abgestattet und dort lange und innig gebetet und geweint hatte, schlich ich mich zitternden Schrittes in das Heiligthum und verbarg mich in eine Vertiefung des Tempels. Ich wollte von da zu dem Philosophen schleichen, während es noch dunkel war, und bevor noch die Erleuchtung des Heiligthumes begonnen; meine Furcht hielt mich aber zurück bis es fast zu spät war, denn schon suchte man mich und noch weilte ich in meinem Verstecke.

„Genöthigt von den Umständen faßte ich plötzlich Muth, stahl mich unter dem Schleier hervor und gelangte im Dunkeln an die Stelle, wo der Philosoph stand. Es war nicht Zeit zu Erklärungen, ich mußte

mich nur auf wenige Worte beschränken, und die unbedingte Bereitwilligkeit, womit ich dieselben befolgt sah, setzte mich nicht minder in Erstaunen, als sie mein Herz erfreute. Wir flohen durch jene unterirdischen Gänge, und ließen die Priester der Isis ihre prachtvollen Täuschungen in einer Reihe von Erscheinungen verschwenden, für die wesenlose Luft aufopfern, indem sie nicht wußten, daß jener, den zu blenden oder zu verderben sie sich Mühe gaben, unter der Leitung einer ihrer eigenen Untergebenen bereits außer ihrem Zauberringe sich befinde. Doch der alte ehrwürdige Philosoph verwandelte sich in einen jungen Mann und endlich in den Gefährten meiner Kindheit, und wohl mir, daß die letzte Verwandlung mir mehr Vertrauen einflößt als die erste. Unter deinem Schutze hoffe ich sicher die Wohnung des alten heiligen Mannes zu erreichen, den aufzusuchen, ich der theuren Todten gelobt habe."

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Dies war die Erzählung, welche die junge Priesterinn in einfacher, rührender Sprache vorgetragen. Die Sonne ging eben auf, als sie selbe beendet, und kaum hatte sie die letzten Worte gesprochen, als sie, wie Alciphron glaubte, durch die lange Erzählung ermüdet, sich in den Pavillon zurückzog. — Der Philosoph lag von mannichfaltigen Empfindungen bewegt auf dem Verdeck

in einem Zustande von Unruhe, der auf keine Annäherung des Schlafes hoffen ließ. Sein Schmerz war erwacht bei der Erzählung von dem Tode des alten Helsius, und wie er vergebens nach dem Pflegesohne geseufzt, und noch mehr schmerzte es ihn, für seine Tochter dadurch so manigfaltige trübe Umstände hervorgerufen zu haben.

Eine Christin unter dem Gewande einer memphischen Priesterin zu finden, war seltsam, in ihr aber durch eine wunderbare Fügung des Schicksales die Gefährtin der Jugend zu sehen, war noch seltsamer. Er hoffte, sie zu bewegen, den Gedanken an den Greis, an den Theora sie gewiesen, aufzugeben, und an seiner Seite nach Smyrna zurück zu kehren. Er kannte aber die Strenge des Glaubens, dem sie angehörte, jenes zarte heilige Band, das sie durch die Erinnerung an ihre Tante an ihn knüpfte, und diese Betrachtungen vermehrten die Leere seines Herzens.

Alciphron fühlte sich glücklich in ihrer Nähe, allein mit bittern Empfindungen bedachte er, daß bald die Stunde der Trennung schlagen werde, und er die kaum Gefundene auf ewig verlieren sollte. —

„Auf ewig! sprach er gedankenvoll, „die Träume haben mich betrogen, es gibt keine Unsterblichkeit, und sinkt der morsche Leib unter dem Hauche des unerbittlichen Todes, dann ist alles vorbei, und mit dunkler Nacht schließt sich das Grab über dem Glücke des Reichen, des Weisen, wie über den Lumpen des Bettlers. Aber jener Bildhauer? Doch er ist wahrscheinlich auch ein Werkzeug in der Hand des Priesters gewesen, um meine Glut nach der nie erreichten Gabe, meine Sehnsucht nach dem ewigen Leben noch mehr anzufachen.

Fahre wohl! schöner Gedanke, der den Kreis meiner Gedanken beglückte, der mir liebliche Bilder und Scenen von irdischem Glücke vorspiegelte, der freilich auch den Schlummer meiner Nächte störte, und mein Herz peinigte mit Folterqualen einer nie zu erfüllenden Hoffnung, einer nie zu stillenden Sehnsucht." —

Und der Philosoph überließ sich in bitterer Verzweiflung diesen Gedanken. Julia war die einzige, die seinem Herzen noch näher stand, als der große Haufen Menschen, deren Bewunderung ihm verächtlich geworden, und er sollte sie nun von sich lassen, einer strengen Aufsicht übergeben, der Aufsicht eines strengen, finstern Mönches der Wüste, eines alten Einsiedlers, der seine Rechnung mit dem Irdischen schon längst abgeschlossen, und der, o Thorheit! dafür Ersatz in einer andern Welt hofft! O er wird, dachte er weiter, bald einen solchen Einfluß auf ihr Herz gewinnen, und in herben Ausdrücken ihr Vertrauen tadeln, das sie noch dem Jugendfreunde, den ihr Vater Sohn hieß, bewahrte. Er wird sie vermögen, das Lächeln, das sie mir jetzt schenkt, in Abscheu gegen den verworfenen Ungläubigen, der nichts glaubt, nichts liebet, nichts mehr hoffet, aber auch nichts fürchtet, zu verwandeln. In wenigen Stunden ist vielleicht mein jetziges Glück zu Ende, und unser Schicksal durch eine so große Kluft getrennt, wie jene ist, die die Erde von dem Himmel scheidet."

In der Aufregung dieser Gedanken war er von seiner Ruhestätte aufgefahren, und ging nun unter einer brennenden Sonnenhitze auf und nieder, bis er endlich, erschöpft durch Gedanken und Gefühle, mitten in der Sonnengluth in einen tiefen Schlaf sank, der seinem fie-

derhaften Gehirn ein Feuerschlummer auf glühenden Kissen zu sein schien. —

Beim Erwachen fand er den Schleier Julias sorgfältig über sein Gesicht gelegt, während sie selbst in seiner Nähe im Schatten des Segels saß, eifrig auf jenes Blatt sehend, welches Theora ihr gegeben, und wie es schien, die Zeichnung mit dem Laufe des Stromes vergleichend, sowie mit den Formen der felsigen Hügel, an denen sie vorüberfuhren. Sie sah bleich und unruhig aus, und erhob sich eifrig, als Alciphron erwachte, als hätte sie schon längst ungeduldig darauf gewartet. —

Ihr Schlaf, erzählte sie ihm, sey durch Träume übler und böser Vorbedeutung gestört worden. Jeden Augenblick stand der Schatten ihrer theuren Theora vor ihr; traurig war ihre Stimme, und sie zeigte, wie einst im Sterben mit den abgezehrten Händen nach den Gebirgen. — Bei dieser anklagenden Erinnerung legte sie das Blatt, welches sie so eben untersucht hatte, in die Hände des Philosophen und bat ihn dringend, ihr doch Gewißheit zu geben, welcher Theil ihrer Reise noch nicht zurückgelegt sei, und in welchem Zeitraume sie selbe zu vollenden hoffen könnten.

Alciphron hatte bisher noch weit weniger als sie auf irgend einen Ort oder eine Entfernung geachtet, denn Trennung und Tod waren ihm gleich verhaßte Gedanken. Ihr Vertrauen war ihm aber zu heilig, als daß er im Stande gewesen wäre, es zu täuschen, und obgleich es ihn von dem letzten Gegenstande auf Erden trennte, der seiner Seele theuer war, so war er doch augenblicklich zur Nachforschung bereit.

Am östlichen Ufer des Nils, nördlich von der Stadt Antinoe, steht ein Berg, ein hoher und steiler Fels, der

weit über das Wasser hängend, der Vogelberg heißt. Durch eine seiner Schluchten floß in alter Zeit ein Kanal aus dem Nil zu einer großen, nun vergessenen, in dem Sande der Wüste begrabenen Stadt. In einiger Entfernung vom Nilfluß sah man diesen Kanal noch, aber bald nachdem er die Gebirge durchschnitten, verschwand sein dürftiges Wasser und verlor sich gänzlich in dem ungeheuern Sandmeere.

In der Nähe dieses Ortes war es, wo, wie Alciphron aus den Linien des Blattes entnehmen konnte, die Wohnung des Einsiedlers, dem sich Julia anvertrauen sollte, gelegen war. So wenig auch der Philosoph in der Geographie Aegyptens bewandert war, fiel ihm doch nun mit einem Male auf, daß sie jenen Berg schon lange hinter sich gelassen haben müßten, eine Vermuthung, welche die Schiffer ihm auf sein Nachfragen auch bestätigten. Sie waren schon in vergangener Nacht an dem Berge vorbeigesegelt, und mußten nun schon wieder eine Tagereise davon entfernt sein.

Alciphrons Herz fühlte bei dieser Nachricht eine Art von Freude, die er nur mit Mühe verbergen konnte. Lange sprach er zu ihr, mit ihm nach Smyrna zurückzukehren, um dort des Lebens heitern Mai, der nur einmal währt und dann vergeht, zu genießen. Aber als er so sprach, senkten sich ihre Augenlieder, ihre Lippen zeigten von dem heftigen Kampfe der Gefühle, sie kreuzte die Arme über die Brust und blickte schweigend auf das Verdeck nieder. Ihr Antlitz nahm einen düstern aber ergebenen Ausdruck an, und traurig faltete sie endlich die Hände und erhob die Augen schweigend gegen den Himmel, als erwarte sie von dort Rath, der ihren Entschluß bestimmen sollte.

Der Philosoph sah dieses und zögerte nicht, zu benutzen, was er für Unentschlossenheit des Geistes hielt. Allein fürchtend, ihre Achtung und ihr Vertrauen zu verlieren, wandte er sich blos an ihre Einbildungskraft und benutzte jenen Reiz der Neuheit, dessen Einfluß bei der Jugend so stark und so allgewaltig ist.

„Wir wollen fortfahren, aufwärts zu schiffen," sprach er, „in einem oder zwei Tagen werden wir die kolossalen Sphinxengänge und die glänzenden Obelisken der Sonne aus den Gewässern emporsteigen sehen. Wir werden Memnons Ebene besuchen mit jenen hohen Säulen, die ihre Schatten bei Sonnenuntergang über die lybischen Hügel erstrecken und werden uns überzeugen, ob es wahr ist, daß jeden Morgen die Memnonsstatue bei Sonnen-Aufgang einen wunderbaren Laut von sich gibt. Von dort werden wir zu jenen sonnigen Eilanden in der Nähe der Wasserfälle des Nils gelangen, wo wir in grünen Hainen wandeln, oder zur Zeit der Mittagsglut in kühlen Grotten sitzen werden, welche von Wasserfällen überwölbt sind.

„O wer, der so liebliche, anmuthige Orte zu erreichen vermag, wird sich kalt in die traurige Wüste wenden, und die schöne Welt mit allem ihrem unnennbarem Zauber und ihrer Herrlichkeit ungesehen und ungenossen hinter sich zurück lassen? Wenigstens laß uns noch einige Tage von dem traurigsten aller Schicksale, das deiner wartet, abstehen, dann ist es noch Zeit genug, der schönen Erde Lebewohl zu sagen."

Julia schien nur die letzten Worte gehört zu haben, die übrigen waren für sie verloren gegangen. Im ersten Moment der Ueberraschung strahlten ihre Augen von plötzlichem Feuer, dann blickte sie einen Augenblick mit

leidenschaftlichem Ausdrucke zum Himmel empor, stürzte auf die Knie, hob die Hände flehend gegen Alciphron und rief: „O, ziehe mich nicht ab von meiner heiligen Pflicht! O wenn du nur noch einen Funken von Liebe zu meinem seligen Vater in deinem Herzen nährst, o so führe mich augenblicklich in jenes Gebirg, und ich will dich segnen alle Tage meines Lebens hindurch."

Dieser Aufforderung konnte der Philosoph, dies fühlte er, nicht widerstehen, selbst wenn sein Herz darüber gebrochen wäre. — Er richtete sie sanft vom Verdecke auf, gab ihr, ohne ein Wort zu verlieren, seine Zustimmung durch einen Händedruck zu erkennen, ertheilte sodann, da sie noch immer in voller Fahrt aufwärts begriffen waren, eiligst den Befehl, daß man das Segel niederlasse und unverzüglich die Fahrt rückwärts beginne.

Während er aber diese Weisung gab, drang sich ihm zum ersten Male der Gedanke auf, daß das Schiff, auf welchem sie fuhren, in der Nähe von Memphis gemiethet worden sey, daß man von dort aus den jungen Flüchtlingen höchst wahrscheinlich nachsetzen werde, und daß es daher höchst unklug wäre, wenn er den Schiffern ihren zukünftigen Aufenthalt mittheilte. Jetzt schien ihm die Gelegenheit passend zu sein, dieser Gefahr zu entgehen. Er verlangte daher, daß man ihn bei einem kleinen Flecken an dem Ufer ans Land setze, entließ dort unter dem Vorwande, einen benachbarten Tempel besuchen zu wollen, das Schiff, und war von jeder Furcht einer weitern Verfolgung befreit, als er das Schiff seine Segel wieder aufziehen und seinen Lauf stromaufwärts fortsetzen sah. —

— Aus den vielen Booten, die müßig am Ufer lagen, wählte er nun eines, das in jeder Beziehung zu ihrem

Vorhaben paßte. Es war nur klein, aber so leicht gebaut, daß es ohnehin vom Strome abwärts getrieben, nur einer einzigen Hand zur Leitung bedurfte. Nach kurzem Aufenthalte fuhren sie wieder den Strom hinunter, als eben die Sonne in voller Glorie über ihren eigenen goldenen Tempeln in der lybischen Wüste niedersank.

Der Abend war so still und lieblicher als je einer während ihrer Reise, und als sie das Ufer verließen, tönte von dort der Gesang nubischer Mädchen, der, je weiter sie sich vom Ufer entfernten, langsamer im Abendwinde hinstarb.

Unausgesetzt fuhren sie die ganze Nacht; mannigfaltig waren die Gespräche, die sie führten, Rückerinnerungen der Jugend an Smyrna war ihr Inhalt, sobald aber Alciphron auch nur auf das Schicksal anspielte, welches ihrer wartete, wurde Julias Blick traurig, und sie schwieg. — Wenn er die Schönheit ihres gemeinsamen Vaterlandes, seine rieselnden Wasserquellen, seine grünenden Haine pries, erglühte wohl auch in Julias Augen ein Mitgefühl, und die Erinnerung, dort heimisch zu sein, verklärte selbe bis zur Zärtlichkeit; doch wenn er es wagte, ihr leise zuzuflüstern, daß in jenem herrlichen Lande ein freies und fröhliches Leben ihrer harre, wenn er die Verehrung und das Glück, das sie in des Vaterhauses friedlichen Räumen finden würde, mit dem strengen Leben verglich, welchem sie zueilte, so wurde sie schnell ernst, und ihr Haupt sank dann auf die Brust herab; vergebens harrte er der Antwort, und wenn er ihr halb scherzend dies Schweigen vorwarf und sich hinneigte, um ihre Hand zu ergreifen, fühlte er, wie heiße Thränen sie benetzten.

So vergingen die Stunden, während jeder Augenblick die Zeit ihres Beisammenseins verkürzte und der Strom schneller zu fließen schien, als je einer, der dem Meere zueilt.

Die Nacht rückte immer weiter vor, die Wendung ihrer Fahrt nach der Linken und die Hügel, die den Fluß gegen Osten eng umschlossen, erinnerten sie, daß sie sich der Wohnung des Eremiten näherten. Jede Minute wurde Alciphron trauriger; er fühlte, wie sich Verzweiflung seines Herzeus bemächtigte, die ihm unerträglich gewesen wäre, hätte ihm nicht plötzlich ein Entschluß, der wie durch Eingebung in ihm erwachte, einen Schimmer von Hoffnung geliehen, der einigermaßen die grauenhaft heftigen Gefühle seines Herzens milderte.

So sehr er die Heuchelei verachtete, — die Sekte, deren Oberhaupt er war, war ihm besonders lieb wegen des Krieges, den sie gegen alle Heuchler führte — so war es dennoch Heuchelei, zu der er nun ohne Bedenken gegen das Unglück Zuflucht suchte, welches ihm weit schlimmer als der Tod schien. Er faßte deswegen, um von Julia nicht getrennt zu werden, den Entschluß, vor dem Eremiten sich als einen zu seinem Glauben Bekehrten zu stellen und ihn zu bitten, ihm ebenfalls in der christlichen Religion Unterricht zu ertheilen.

„Man erzählt, dachte er, so Vieles von dem Christenglauben, ist es aber nicht möglich, daß auch er ein System der Lüge und des Betruges ist, gleich jener glänzenden, lügenhaften Religion der ägyptischen Priester? Meinem Verstande wird es bald offenbar werden, was daran ist, und finde ich, daß er Trug ist, so ist es meine Pflicht, meine Schwester, — noch immer möchte ich sie so nennen wie in den Tagen der Jugend, — zu war-

nen, und sie wird sicherlich ihr Ohr der Wahrheit nicht verschließen." —

Von dem Augenblicke an, wo er diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sein Herz wunderbar erleichtert, und er unternahm nun mit weniger widerstrebenden Gefühlen auf das ängstliche Ansuchen Julias die Aufsuchung der Lage jenes wohlbekannten Berges, in dessen Nähe des Einsiedlers Wohnung liegen sollte. Sie waren bereits an mehreren ungeheuren Felsen vorübergekommen, die gleich Burgfesten einzeln über den Rand des Stromes emporragten und einigermaßen der Beschreibung auf dem Blatte entsprachen, aber so wenig Leben regte sich in dieser Gegend am Ufer, daß er fast verzweifelte, sichere Nachricht über die Lage des Berges zu erhalten, den sie aufsuchten. Da gewahrte er, als er auf das westliche Ufer des Sees blickte, einen Schiffer, der sein kleines Boot mit Schwierigkeit durch die Binsen ans Ufer zog. Grüßend fragte ihn Alciphron: „Wo liegt der Berg der Vögel?" und kaum hatte der Schiffer über ihre Häupter deutend gerufen: „dort," so bemerkten sie auch schon, daß sie in den Schatten gekommen waren, den dieser mächtige Fels quer über den ganzen Strom warf.

In wenigen Augenblicken hatten sie den Eingang der Schlucht erreicht, von welcher der Berg der Vögel die eine Seite bildete, und durch die der dürftige Kanal des Nils floß. Beim Anblick des Felsenspaltes, in dessen einer Höhlung, wenn sie die Zeichnung des Blattes recht verstanden, die Wohnung des Einsiedlers liegen mußte, dämpften sich ihre Stimmen zu fast unhörbarem Geflüster. Julia blickte mit fast abergläubischer Furcht um sich, aber ein lebhaftes Deuten mit ihrer weißen

Hand überzeugte Alciphron nur zu bald, daß ihr Entschluß fest stehe. Er hemmte daher mit dem Ruder den Lauf des Bootes, brachte es nicht ohne große Anstrengung aus der Strömung des Nils und steuerte in jenen düstern, stehenden Kanal, dessen grünliche Oberfläche einen üblen Geruch aushauchte und mit unzähligen der verschiedenartigsten Wasserpflanzen überwachsen war.

Der Uebergang vom Leben zum Tode kann kaum schreckbarer sein, als der Uebergang aus dem schönen Strom in diesen Kanal. Während das Wasser und eine Seite der Schlucht in Schatten gefüllt war, ragten auf der andern in blassem Schimmer des Mondlichtes die Felsen wie weiße Todtengerippe empor. Das schlammige Wasser, auf welchem sie sich fortbewegten, wich mit dumpfem Klange dem Ruder und auf das Geschrei einiger Wasservögel, die dadurch aus den Nestern aufgestört wurden, folgte eine Stille, so tief und beängstigend, daß ihre Lippen es nicht wagten, sie auch nur durch einen Laut zu stören; die nur halb geflüsterten Ausrufungen „wie traurig," „wie schrecklich!" waren fast die einzigen Worte, welche sie wechselten.

Sie waren einige Zeit durch diesen dunklen Engpaß gefahren, als sie in einiger Entfernung vor sich zwischen den mondbeleuchteten Felsen auf einer nur wenig über dem Kanal erhabenen Fläche eine kleine Hütte oder Höhle erblickten, welcher einige Bäume das Ansehen einer menschlichen Wohnung gaben. „Dies, dachte Alciphron, ist die Wohnung, welche statt des lieblichen Landhauses für Julia bestimmt ist." — Ein Schauer des Schreckens und banger Unruhe überfiel sein Herz, und bewegungslos ruhten, während er aufblickte, die Ruder in seiner Hand.

Auch Julia hatte sich dichter, als sie sonst es wagte,

an seine Seite gedrückt, als ihre Augen der Richtung der seinigen folgten. Sie legte ihre Hand in großer Bewegung auf die seinige und sprach: „Hier müssen wir auf immer scheiden; mein Weg geht dort hin, in jenen öden Felsen werde ich in der Anbetung Gottes meine Tage hinbringen, und wenn du in die Welt zurückgekehrt bist, so erinnere dich der Tochter desjenigen, der mich und dich Kinder nannte." Der Philosoph wandte sich zu ihr und gewahrte in ihren sanften Augen große Thränen und unnennbare Trauer. —

„Scheiden!" rief er leidenschaftlich aus, „nein, denselben Gott, den du verehrst, will auch ich für den meinigen erkennen. Dein Glaube soll der meinige sein von dieser Stunde an, ich will in dieser Wüste mit dir leben und sterben!"

Julias Erstaunen, ihre Wonne bei den Worten des falschen Mannes war groß; mit seltsamen, ängstlichem Lächeln schaute sie ihm in das Gesicht, gleich als wollte sie sich überzeugen, ob sie auch recht gehört habe. Sie ergoß ihre Freude in einen Strom von Thränen und ließ ihr Haupt langsam auf ihre Brust sinken und verbarg ihr Antlitz in die Hände. Das Feuer, das im Boote brannte, beleuchtete ihre Züge. Eben wollte Alciphron sprechen, als hoch in der Luft über ihren Häuptern ein Choralgesang ertönte, der mit seinen feierlichen Tönen sanft das ganze Thal erfüllte.

Sie vernahmen deutlich die Worte:

O in diese Wüsteneien
Sind wir ewig nicht gebannt;
Keine Zähre soll uns reuen,
Denn sie fiel in Gottes Hand.

Was auf diese dürren Auen
Von der Unschuld Thränen fällt,
Wird gesammelt, zu bethauen
Die Gefilde jener Welt.

Bei diesen Klängen warf sich das Mädchen auf die Knie, richtete die Augen gegen Himmel und rief tief bewegt: „O Theora, o meine theuere Theora!" Das Lied, das die Christen oben sangen, war das nämliche, welches Theora Julien auf der hohen Tempelterasse singen gelehrt hatte.

Alciphron war von dem eben so einfachen als ergreifenden Gesange nicht minder gerührt, als seine Gefährtin; er sah empor und erblickte hoch auf dem Felsengipfel Licht, das ebenso wie jene Klänge, aus einer kleinen Oeffnung oder einem Fenster zu kommen schien. Es war nun kein Zweifel, daß sie entweder die Wohnung des Einsiedlers selbst, oder wenigstens den Sammelplatz einiger Mitglieder der christlichen Gemeinschaft gefunden hatten, durch deren Hilfe sie jedenfalls leicht seinen Aufenthalt zu erfahren hofften.

Die Aufregung, in welche Julia beim plötzlichen Erschallen jenes Gesanges gerathen war, wich bald sanftern Erinnerungen, die er zurückrief, und eine Ruhe, wie Alciphron seit ihrer Reise noch nie an ihr bemerkt hatte, goß sich über ihr Antlitz aus. Sie schien zu fühlen, daß sie das ihr bestimmte Asyl erreicht habe, und segnete jene Klänge, die ihr ein Willkommen zugerufen, wie die Stimme des Himmels selbst.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Christenpriester.

Ihre Ruhe konnte jedoch Alciphron keineswegs theilen. Ungeduldig zu erfahren, was sie wohl hier erwarten möchte, fuhr er das Boot an den Fuß des Felsens unter jener erleuchteten Stelle des Gipfels, zu welchem er sodann empor zu klimmen versuchte. Nachdem er von Julien die verschiedenartigsten Aufträge erhalten und sie ihm wiederholt den Namen des Mannes, nach welchem er sich erkundigen sollte, gesagt hatte, sprang er ans Ufer. Bald entdeckte er nahe, in den Felsen eingehauene Stufen, die in bequemen Windungen zum Gipfel empor führten.

Nachdem er eine Zeitlang gestiegen, langte er auf einem ebenen Platze an, der mühsam in einen Garten umgeschaffen war und hier und da Feigenbäume und Palmen trug. Bei dem von Oben herabfallenden Schimmer konnte er in der Runde eine Anzahl kleiner Höhlen oder Grotten entdecken, deren einige geräumig genug waren, daß ein Mensch sich hineindrängen konnte, während andere noch kleiner erschienen. — Er war, wie er hier sah, erst auf der halben Höhe des Felsens, und es zeigte sich kein weiteres sichtbares Mittel, um seinen Weg fortzusetzen, da der Felsen von hier aus fast senkrecht wie eine Mauer emporstieg. Endlich entdeckte er bei genauerer Untersuchung hinter dem Schatten eines Feigenbaumes eine breite hölzerne Leiter, auf der man leicht und gefahrlos emporsteigen konnte.

Nachdem er alles dieses mit der größten Aufmerksamkeit untersucht hatte, stieg er wieder zu Julien hinab, führte sie die Stufen zu jenem stillen Garten empor und ließ sie da zurück, während er selbst weiter hinaufstieg.

Am Ende der langen Leiter fand er sich auf einer andern Fläche oder Plattform, etwas kleiner als die erste, doch auf dieselbe Art mit Bäumen bepflanzt, und, wie er bei der sich jetzt mit dem Mondlichte mischenden Morgendämmerung erkennen konnte, mit Blumenhecken verschönert. Er war nun dem Gipfel nahe; es blieb nur noch eine kurze steile Höhe zu ersteigen, und da ihm auch dieß eine Leiter erleichterte, so erreichte er in wenig Minuten die Oeffnung, aus welcher das Licht drang.

Er war leise emporgestiegen, theils aus einem Gefühle der Ehrfurcht für Alles, was hier vorging, theils aber, weil er den Gottesdienst, in welchen er sich eindrängte, nicht plötzlich zu stören wagte; seine Annäherung wurde daher nicht bemerkt und er konnte die Versammlung im Innern einige Zeit lang beobachten, ehe seine Gestalt am Fenster bemerkt wurde.

In der Mitte des Gemaches, welches einst ein kleiner heidnischer Tempel gewesen zu sein schien, waren sieben oder acht Personen, theils Männer theils Frauen, versammelt, welche schweigend um einen kleinen Altar knieten. Vor ihnen stand ein alter Mann, der im Augenblicke der Ankunft Alciphrons einer der Beterinnen einen alabasternen Kelch reichte, den sie sodann mit größter Ehrfurcht zum Munde führte.

Auf dem Antlitze des ehrwürdigen, alten Priesters war, als er ein kurzes Gebet über ihr Haupt sprach, eine solche Tiefe des Gefühles ausgedrückt, daß man

deutlich sah, wie ausschließlich die heilige Handlung seine ganze Seele erfüllte. —

Sobald das Weib aus dem Kelche getrunken hatte, an dessen Seite Alciphron das Bild eines Hauptes mit einer Glorie eingegraben sah*), segnete sie der alte Mann und betete noch einige Zeit über sie alle.

Nach diesem Abschiedsgruße erhob sich die ganze Gemeinde in tiefer Andacht und im heiligen Schweigen von den Knien, und jetzt erst verkündigte das Angstgeschrei einer der Frauen das Erscheinen eines Fremdlings am Fenster. Die ganze Versammlung schien verwirrt, erschreckt und ängstlich, nur der alte Priester blieb ruhig, gleich als wäre er ein höheres Wesen. Mit unverändertem Antlitze verließ er den Altar, hob die Klinke der Thüre, die an das Fenster stieß und ließ Alciphron ein.

In den Zügen des alten Mannes lag eine Mischung von Erhabenheit und Milde, von Einfachheit und Kraft, die zugleich Zuneigung erweckte und Ehrfurcht gebot. Halb hoffend, halb fürchtend, in ihm den künftigen Beschützer Julias zu finden, sah ihm Alciphron beim Eintreten ängstlich in das Gesicht und sprach das Wort „Melanius!" aus. — „Melanius ist mein Name," junger Fremdling, antwortete der Priester, „und ob du in Friede oder in Feindschaft kommst, Melanius empfängt dich mit einem Segen!" So sprechend, machte er mit der rechten Hand ein Zeichen über dem Haupte des Philosophen, und mit dem Gefühl unwillkührlicher Ehrfurcht neigte sich dieser vor dem Segen.

„Laß dieß Buch," sprach der Philosoph, nachdem

*) Das Bildniß Christi befand sich, wie die Kirchenväter erzählen, gewöhnlich auf den Kommunionkelchen.

er sich von seinem Erstaunen etwas erholt hatte, „für die Friedlichkeit meiner Sendung sprechen," und mit diesen Worten legte er seine Kopie der heiligen Schrift in seine Hand, welche der Greis selbst einst, als er Katechumen bei Origenes gewesen, Theora geschenkt hatte. Bei dem Anblicke des Buches, welches er augenblicklich erkannte, ging die Freundlichkeit, die der Greis gegen den Fremdling gezeigt, in weiche Milde über. Gedanken voriger Zeiten schienen seine Seele zu erfüllen, und als er mit einem Seufzer der Erinnerung das Buch aus des Philosophen Hand nahm, fielen ihm einige Worte auf dem Rande in die Augen. — Es waren ihrer nur wenige, doch müssen sie wahrscheinlich die letzten Worte und Wünsche der sterbenden Theora enthalten haben, denn als er sie las, glänzten Thränen in seinen Augen. „Das Buch," sprach er, „ist ein heiliges Pfand, und gebe Gott, daß ich deinen Wünschen, welche dich hieher geführt, entsprechen kann." —

Während dieses kurzen Zwiegespräches hatten sich die übrigen Mitglieder der kleinen Versammlung entfernt. Sie waren, wie Alciphron später erfuhr, Christen von den benachbarten Ufern des Nils, die vor Tagesanbruch insgeheim zusammen zu kommen pflegten, um ihren Gott zu verehren. Alciphron fürchtete, daß ihr Hinabsteigen Julia erschrecken möchte, und er eilte, dem Priester die wenigen Aufklärungen, welche noch nöthig schienen, zu geben, und indem er es dem ehrwürdigen Melanius überließ, ihm gemächlich zu folgen, begab er sich rasch wieder zu der unten Harrenden zurück.

Nach der Verbannung seines großen Lehrers Origenes hatte sich Melanius an diesen einsamen Ort zurückgezogen und war durch seine glühende Beredsamkeit

bald so glücklich, seinem Glauben viele neue Anhänger zu gewinnen. Da er sich in der Nähe der reichen Stadt Antinoe befand, wurde sein Name, sein Ruf, obwohl er sich nie unter das Volk mischte, doch bald bekannt unter demselben, und allen, mochten sie nun Unterricht oder Trost suchen, stand die Zelle des Eremiten stets offen.

Trotz der großen Mäßigkeit seiner eigenen Lebensweise war er doch sorgfältig darauf bedacht, für die Bequemlichkeit Anderer zu sorgen, und zufrieden mit einem harten Strohlager, hatte er für den Fremdling doch stets eine minder harte Ruhestätte in Bereitschaft. Aus seiner Grotte schied der Wanderer wie der Dürftige nie unerquickt, und mit Hilfe einiger seiner Brüder hatte er längs den Abhängen des Berges Gärten angelegt, welche seiner heiligen Behausung ein Ansehen von Heiterkeit und Leben gaben und ihn mit den Hauptbedürfnissen eines solchen Himmelsstriches, mit Früchten und Schatten nämlich, versorgten.

Obgleich seine Bekanntschaft mit Theora während der kurzen Zeit ihres Dienstes bei Origenes bald unterbrochen und nachher niemals wieder erneuert worden war, so war doch die Theilnahme, die er an ihrem Geschicke genommen, zu lebhaft, als daß er sie jemals vergessen hätte. Er hatte den Eifer gesehen, mit der ihr jugendliches Herz dem Unterricht entgegenschlug, und oft erfüllte ihn der Gedanke, eine Auserwählte des Himmels möge vielleicht wieder zum Götzendienst herabgesunken sein, mit Besorgniß und Trauer. Mit wahrer Wonne hatte er daher vor ungefähr einem Jahre durch einen christlichen Reisenden aus Memphis von Theora insgeheim die Nachricht erhalten, daß nicht nur in ih-

rem eigenen Herzen der Glaube Wurzel geschlagen, sondern daß auch eine neue Knospe dem Himmel entgegenblühe, und er sie beide vielleicht bald in der Wüste sehen werde.

Julias Ankunft überraschte ihn daher weniger, als ihn ihr Alleinkommen in Schmerz und Trauer versetzte, und als er nun von Julia Theoras Tod erfahren hatte, da rief er wehmüthig aus: „Gott schenke ihrer Seele den Frieden des Himmels!“

Das volle Tageslicht war indessen über die Wüste aufgegangen, und Melanius, der Beiden wohl die höchste Ermattung, die Folge vieler schlafloser Nächte ansehen mußte, schlug ihnen vor, in den Felsengemächern so viele Ruhe zu suchen, als die Wohnung eines Einsiedlers darzubieten vermöge. Indem er dem Philosophen sein Felsengemach anwies, sprach er zu ihm: „Du wirst in jener Grotte ein weiches Lager finden, und möge das Bewußtsein, eine Waise beschützt zu haben, deinen Schlaf versüßen.“

Nachdem der Greis ihm eine brennende Lampe gegeben hatte, denn in jenen Felsenhöhlen herrschte ewige Finsterniß, begab sich der Philosoph in die ihm angezeigte Felsengrotte. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt, die einst vor Jahrhunderten, als hier oben ein Götzentempel gestanden, ausgeführt worden sein mochten. Vorzüglich zwei Gemälde zogen die Aufmerksamkeit Alciphrons auf sich. Das eine stellte eine heitere Familie vor, ein Jüngling, ein Mädchen und zwei ältere Personen, die lächelnd dem Treiben der Jüngern zusahen; auf diesem Gemälde war alles Leben, alles Glück, doch die finstere Warnung der Sterblichkeit zeigte sich dicht darneben. Auf dem andern Bilde fehlte das

junge Mädchen, welches aus ihrer Mitte verschwunden war. Die drei Zurückgebliebenen standen am Ufer eines düstern Sees, und ein Boot, welches soeben nach der Stadt der Todten abstieß, zeigte nur allzudeutlich, daß ihr glücklicher Traum zu Ende sei.

Diese Erinnerung an einen Schmerz ferner Zeiten, an einen Schmerz, der so alt, als der Tod selbst ist, verfehlte nicht, die traurige Melancholie Alciphrons zu vermehren und den Druck der auf ihm lastenden Ahnungen zu erhöhen.

Nachdem er die Nacht in ängstlichen Träumen zugebracht hatte, erhob er sich und kehrte in den Garten zurück. Er fand den Greis allein unter dem Schatten der Bäume, an einem kleinen Tische sitzend, vor ihm ein aufgerolltes Buch, zu seinen Füßen eine schöne Antilope, welche schlief. Mächtig betroffen von dem Kontrast, der ihn von jenen stolzen Priestern unterschied, welche Alciphron von der Pracht und Blendwerk jeder Art umgeben gesehen hatte, dachte Alciphron: „Dies ist also der Glaube, vor welchem die Welt zittert? Sein Tempel die Wüste, sein Schatz ein Buch, sein hoher Priester der einsame Bewohner eines Felsen?“ —

Dem Philosophen wurde ein einfaches Mahl vorgesetzt. Das Benehmen des ehrwürdigen christlichen Priesters war so herzlich als zuvor, aber Julias Abwesenheit und noch mehr die Zurückhaltung, welche er den Fragen Alciphrons entgegensetzte, schien alle die Befürchtungen, welche dieser gehegt hatte, zu rechtfertigen.

Julia hatte offenbar den Greis mit der ganzen Geschichte ihrer Flucht sowie seiner und ihrer Jugendjahre bekannt gemacht. Alciphrons Ruf als Philosoph, sein Wunsch, ein Christ zu werden, alles dies war dem

Einsiedler bereits bekannt, und er fing auch sogleich an der Bekehrung seines Gastes zu arbeiten an.

O Stolz der Philosophie, wie wardst du gedemüthigt, und mit welcher Beschämung stand der eingebildete Weise, der Ruhmvolle vor dem ehrwürdigen Manne, ohne daß seine Augen Melanius Blicken zu begegnen wagten! Hätten die Reden des Greises nur noch einige Minuten länger gewährt, so hätte der Philosoph seinen Trug offenherzig bekannt. Aber der Heilige schien diese Verlegenheit zu bemerken und sprach zu ihm, indem er ihm das Buch darreichte: „Mein Sohn, du sprachst den Wunsch aus, in den Lehren des Christenthums unterrichtet zu werden; hier ist ein Buch, die Quelle des lebendigen Wissens, lies aufmerksam darin, und denke darüber nach. Ich überlasse dich der Einsamkeit, denn ich habe heute noch so manches zu thun. Früchte von diesen Bäumen werden deinen Hunger stillen, der benachbarte Felsbrunnen deinen Durst löschen, und nun lebe wohl!"

Der fromme Greis verließ den jungen Philosophen, stieg den Felsen hinab in sein Boot, und nachdem einige Schläge seines Ruders noch in das Ohr des Einsamen gedrungen, herrschte bald Einsamkeit und tiefes Schweigen rings umher.

Alciphron überließ sich dem Nachdenken; vor kaum einem Jahre leitete er noch die heitern Feste in Athen; dort standen ihm alle Freuden des Lebens zu Gebot und jetzt — war er ein einsamer Flüchtling, der heuchlerische Schüler eines christlichen Einsiedlers.

Er konnte seine eigenen Gedanken kaum mehr ertragen; er scheute sich, einen Blick auf die Höhle zu werfen, in welcher er geruht hatte, und eilte längs den

Felsenwegen hin zur Wüste. Die Sonne ging mit jener blutrothen Farbe unter, die sie in diesem Himmelsstriche beim Untergehen oft trägt. Er sah den Sand sich gleich einem Meere zum fernen Horizonte ausdehnen, als breite sich die Wüste aus bis an das Ende der Welt, und in der Bitterkeit seiner Gefühle freute er sich, einen so großen Theil der Schöpfung der gierigen Hand des Menschen entrissen zu sehen. Dieser Gedanke schien seinen verwundeten Stolz zu trösten, und während er durch diese trübe, unendliche Einsamkeit wanderte, hielt er es für ein Glück, mitten in der Wüste frei zu sein von allem Glaubem, der den Hort des Menschen bildet.

Das einzige lebendige Wesen, das er erblickte, war eine Schwalbe, deren Schwingen so graufarbig wie der Sand waren, über den sie hinflatterte. Ueberwältigt von seiner Einsamkeit und dem Anblicke der ungeheuern Einöde, deren düstern Anblick er kaum länger zu ertragen vermochte, richtete er seine Augen auf eine andere Seite des Thales, auf die jenseitigen Ufer des Nils. Hier zeigte sich ihm ein anderes, belebteres Gemälde, die Stadt Antinoe, mit ihren Säulen, Tempeln, ihren stolzen, volkreichen Straßen, reichen Ebenen, bis an den Rand des Wassers kultivirt, während der Nil ruhig dahinfließend die Grenzscheide zwischen so seltsam verschiedenen Gegenden bildete.

Man brauchte nur die Augen von dieser lieblichen Gegend zu der andern Seite des Berges zu richten, und es war, als ob hier die Natur plötzlich erstorben wäre; eine weite Sandwüste, deren Anblick das Auge ermüdete, düstere, kahle Felsen, gleich Schranken dastehend, die das Leben ausschlossen, während das einzige Zeichen von einstigen Besuchern vergangener Tage, die einzelnen Fuß-

stapfen einer Antilope, oder die Gebeine eines todten Kameeles waren, die gebleicht und zerstreut da lagen und den Zug der Karavanen durch die Wüste bezeichneten.

Der Philosoph war zurückgekehrt von seiner Wanderung, er hatte sich an den Tisch gesetzt, das Buch aufgeschlagen, und sein erster Blick fiel auf die Stelle, wo es heißt: „Der Herr hat dir gegeben Segen und unsterbliches Leben.“ Durch diese Worte, worin der Geist seines Traumes sich zu verwirklichen schien, — hatte er doch schon in den Zügen des alten Melanius Aehnlichkeit mit jenen der Traumgestalt zu gewahren geglaubt — in Erstaunen gesetzt, erhob er seine Augen und verlor sich in tiefes Nachdenken, ob denn nicht wohl die Lehre der christlichen Religion die wahre sein möge. Aber nein, der elende Betrug der memphischen Priester hatte seinen Glauben auf die Verheißungen der Religion gänzlich vernichtet, und sein Herz fiel in seine alten, finstern Zweifel zurück.

Begierig jedoch, sich in den Grundsätzen des Glaubens zu unterrichten, durchflog er die Blätter mit einem Ernst und Eifer, wie ihn selbst sein Lieblingsstudium nie in ihm erregt hatte. Es war das alte Testament, und auf jeder Seite fand er sich durch die Erhabenheit, sowie durch die mit tiefem Sinn verbundene Großartigkeit der Bilder mehr an das Buch gefesselt.

Könnte Bewunderung Glauben entzünden, so hätte er in dieser Nacht ein Glaubender werden müssen, mit solcher Ehrfurcht wurde seine Phantasie erfüllt durch dieses wundervolle Buch, durch seine Androhungen bitter Leiden, durch seine Verheißungen glorreicher Seligkeit und seine herrlichen Hymnen der Andacht und des Schmerzes.

Stunde um Stunde las er mit demselben Eifer und

demselben rastlosen Nachdenken, und als er sich endlich zur Ruhe begab, war seine Phantasie noch immer der erhabenen Eindrücke voll. Als ihn mit Tagesanbruch der Gesang in der Kapelle weckte, glaubte er die sanften Töne der an den Weiden hängenden Harfen Israels zu hören, in deren Saiten die leisen Winde säuselten. Endlich war auch dieser Gesang zu Ende, und die letzten Klänge der Hymne erstarben im Schweigen der einsamen Wüste.

Wieder setzte sich der Philosoph zu seinem Studium und widmete ihm beharrlich den ganzen Tag. Gegen Sonnenuntergang sah er den ehrwürdigen Eremiten sich ihm nahen, und nach freundlichen gegenseitigen Grüßen setzten sich beide an den Bergesabhang, wo sich eine weite Aussicht auf die Wüste öffnete. Als der Alte gehört hatte, wie weit Alciphron in seinem Studium gekommen, sagte er, auf eine kleine Wolke im Osten deutend, die schwach den Glanz der scheidenden Sonne widerstrahlte:

„In Mitte jenes Lichtes steht der Berg Sinai, von dessen Herrlichkeit du gelesen hast, und von dessen Gipfel herab eine jener erhabenen Offenbarungen stattgefunden, wodurch der Allmächtige von Zeit zu Zeit seine Gemeinschaft mit dem Menschengeschlechte erneuert und die Erinnerung an seine Vorsehung in der Welt aufrecht erhalten hat."

Und nun erzählte er Alciphron, wie Gott unter allen Völkern des Menschengeschlechtes ein einzelnes, kleines, die Israeliten, erhalten, nämlich, wie er sich ihnen oft wunderbar gezeigt, sie gezüchtigt, wenn sie von dem Wege, der zu ihm führt, gewichen, und wie er ihnen oft durch den begeisterten Mund der Seher und

der Propheten oft verheißen, er wolle dem Menschengeschlechte einen Erlöser schicken, der es von Sünde und den Schlingen des Erbfeindes des menschlichen Geschlechtes befreien werde." Die Hoffnung auf eine künftige Erlösung," sprach er unter anderm, „war selbst im Zorne des Himmels ausgesprochen, und Alles wirkte zusammen, auch die kommenden Geschlechter von der Aechtheit des Erlösers zu überzeugen, ja noch hundert andere glorreiche und wohlthätige Erscheinungen gaben deutlich zu erkennen, wie Gott seinem großen Ziele, der Erlösung der Menschen, immer näher schritt.

Der Einsiedler schwieg, betete noch über den Philosophen und ging.

Als Alciphron am Morgen erwachte, siehe, da lag das Buch des Neuen Testamentes vor ihm. Und er las und konnte sich nicht satt lesen; ja, wie herrlich jene Offenbarung auf Sinai immer gewesen war, sie wurde von einer andern, von einer höhern übertroffen, denn Gott offenbarte sich durch seinen Sohn, welcher der Welt die frohe Zeitung von ewigem Leben und von Unsterblichkeit verkündete.

Heuchlerisch hatte der stolze Philosoph sich einen Bekehrten genannt, und jetzt, — Dank der ewigen Wundermacht dessen, der die Welten lenkt, — jetzt war er es wirklich. Wie schwanden seine Glaubenszweifel vor den Wahrheiten einer Religion, die nur Liebe lehrt und nur ein einiges Reich des Friedens stiften will.

Jener Traum in Athen, er war erfüllt, er hatte Unsterblichkeit gefunden, ewiges Leben, er fürchtete den Tod nicht mehr; er ist ja nur ein Moment, auf den ein schöneres Dasein folgt, ein Dasein, wo alle die Schleier, womit Gott so Manches in der Natur bedeckte, fallen.

Thränen, heiße Thränen rannen über die Wangen Alciphrons; er las ja so eben von dem letzten Denkmal der Liebe, vom heiligen Abendmahl, als düster der Abend niedersank, und der Herr das ewige Denkmal seiner göttlichen Liebe und Freundlichkeit stiftete.

— „Trinke aus jenem Kelch, hatten die Knaben in den unterirdischen Gärten und Gängen von Memphis gesprochen, „trink und du wirst ewig leben.“ — „Ja,“ dachte der Philosoph, „ich werde ewig leben, wenn ich von dem Blute des Göttlichen getrunken; wie herrlich erscheint mir nun das Leben, das mir so finster schien, wie herrlich bereitet es den, der die Weisheit dieser Lehren erfaßt, auf ein noch schöneres, auf ein unsterbliches vor. „Und ich, ich konnte glauben, es gebe keinen Gott, ich Unglücklicher? Ich labte mich an dem Geruche der Blumen, und zweifelte an einem Schöpfer derselben; ich sah den Blitz durch den Raum des unendlichen Himmelszeltes zucken und hörte den Donner Gottes Allmacht verkünden, und verkannte den, der den Donner sendet und den Blitz leitet. Ich hörte Stürme brausen, Stürme in der Natur, Stürme in meinem Herzen, und wollte den nicht erkennen, aus dessen Hand sie kommen, und der sie auch wieder zu bezähmen vermag. „O wie unglücklich war ich, so lange ich ungläubig war! Gott mein Schöpfer, ich will niederfallen, ich will voll Bewunderung vor deiner Größe und Herrlichkeit niederfallen und dich anbeten. Ich kann dich zwar nicht begreifen, denn ich bin Staub und Asche, und du hast die Morgensterne gemacht, aus deiner Hand sind die Sonnen hervorgegangen, aber wie könnte ich, ein Mensch, ein Wurm, mich erkühnen, dein Wesen ergründen zu wollen? Wie konnte ich aber so blind, so gefühllos

sein, deine Allgegenwart nicht zu sehen, nicht zu empfinden? Wie wollte auch der Endliche das Unendliche ermessen? Die Weisen werden Thoren, wenn sie in die Tiefe des Unendlichen dringen wollen. Ich kann keine Reue empfinden, nicht an die Götter geglaubt zu haben, aber jede Stunde meines Daseins war verloren, in der ich Christus Jesus, den Erhabensten, nur aus den Schriften derer kannte, die sein Wesen, sein göttliches Thun nicht zu fassen vermochten."

Und den ganzen Tag brachte er über seinem Buche zu, und selbst in der Nacht legte er es nicht aus den Händen, und das Morgenroth traf ihn noch wach, und hoch herab ertönte vom Felsen der Gesang der Christen nach der Vollendung ihres Gottesdienstes:

Du hast uns aus dem Nichts gerufen,
Mit jeder Wohlthat uns erfreut
Und führst von Stufen uns zu Stufen
In eine höh're Seligkeit. —
Bei dir ist, wenn Vernichtung droht,
Ein neues Leben in dem Tod.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Ueberraschung für den Philosophen.

Noch bis zur Mittagsstunde verharrte Alciphron in seinem Nachdenken über das Gelesene, da stand endlich der ehrwürdige Greis vor ihm, und mit Entzücken vernahm er die plötzliche Erkenntniß, die in dem Geiste sei-

nes falschen Schülers aufgestiegen, und er sah mit inniger Freude die wahre Religion wieder einen neuen Triumpf feiern.

Der gute Greis schien heute nachdenklicher zu sein, als gewöhnlich; doch mit herzlicher Theilnahme hörte er die Reden des Philosophen und ertheilte ihm die nöthigen Aufschlüsse über Manches, was dem Neubekehrten dunkel schien.

„O!“ sprach Alciphron, „wie unerforschlich sind Gottes Wege; schon in früher Jugend wies er mich hin auf die Erkenntniß der ewigen Wahrheit, doch ich erkannte das Licht nicht, ich forschte nicht darnach, ich stürzte mich muthwillig in den Strudel des Heidenthumes, des Unglaubens und des Vergnügens, welches den Körper abstumpft und die Seele tödtet.“

„Mache dir darüber keine Vorwürfe, mein lieber Sohn!“ entgegnete der Alte,“ Gottes ewige Vorsehungen sind unerforschlich; er ließ dich die Geheimnisse des Heidenthumes durchschauen, er ließ dich ihre Nichtigkeit erkennen, und, glaube mir, in demselben Augenblicke, wo du von der Gehaltlosigkeit der Götterlehren überzeugt wardst, da warst du schon für das ewige Leben gewonnen. Gott hat dir Gelehrsamkeit gegeben; er hat dich zu seinem Werkzeuge bestimmt, die christliche Religion wird dir Vieles verdanken, denn von Nord nach Süd, von Ost nach West wird es tönen durch alle Weltgegenden: der Weise von Athen, der Ungläubige, dem die Götter ein Spott waren, der Philosoph Alciphron ist ein Christ geworden und verkündet mit beredtem Munde die Lehre vom Gekreuzigten, dem Sohne des ewigen Gottes! Du bist auserwählt worden, und was den irdischen Menschen, was den Priestern von Memphis mit allen ihren

Gaukeleien und Zaubereien nicht gelang, das bewirkte die Wahrheit und der Geist Gottes an dir." —

„Ja es ist der Geist Gottes, der aus diesen heiligen Blättern spricht," rief der Philosoph, „und ach wie leicht hätte ich von Jugend auf Christ sein und mir Jahre der Reue ersparen können; ich bin noch in der Kraft der vollen Jugend, und doch ist mir jetzt das Leben mit allem, was es bietet, zum Eckel geworden, und ich möchte einen einsamen Felsen, eine düstere Grotte zum Ruhesitz wählen, um mein Leben dort zuzubringen in Betrachtungen über das Wort Gottes und die Eitelkeit des Irdischen. Erkenntniß ist es, der ich mein ganzes Leben lang nachgejagt habe, jetzt liegt sie klar vor mir die Quelle aller Weisheit, und ich will aus ihr schöpfen, und alle Tage meines Lebens loben, preisen und anbeten den Ewigen, dessen Werke groß, dessen Wege unerforschlich und dem menschlichen Geiste undurchdringlich sind. —

„Schon in der Jugend überschatteten mich die Fittiche des Christenthums, denn ich habe allen Grund zu glauben, daß mein Vater ein Christ war, der für seinen Glauben starb."

Und nun erzählte er dem Eremiten, was er von seiner Mutter einst auf Kreta vernommen hatte, und große Bewegung offenbarte sich bei seiner Erzählung in den Zügen des Eremiten. „Gott ist groß," rief er aus, „seine Weisheit unendlich und seine Gnade ohne Grenzen. Ja, dein Vater starb für den Christenglauben nach Jahren, die er im qualvollen Kerker zugebracht; doch schaudre nicht, denn deiner harret noch eine große Freude. Deine Schwester Alethea wurde nach ihrer Genesung durch einen treuen Christen nach Smyrna gebracht in das

Haus deines Wohlthäters Helsius, der, selbst kinderlos, sie gerne aufnahm und wie seine eigene Tochter hielt, für die sie auch allgemein galt."

Wer möchte das Entzücken und die Freude Alciphrons beschreiben? Freudig rief er aus: „Wie, Julia meine Schwester, sie, die mich oft in Freundschaft Bruder nannte? O Gott, wie groß, wie gut bist du! doch edler Vater, verzeihet meinem Unglauben, wie erhieltet ihr auf diesem öden Felsen Nachricht über die Dinge, die der ganzen Welt verborgen waren?" —

„Des Menschen Weisheit," erwiederte lächelnd der Greis, mag groß sein, Gottes Vorsehung ist aber noch größer; wisse, als Julie, oder eigentlich Alethea, das letzte Mal sich in Smyrna befand, und es unmöglich war, daß dein Pflegevater dir, wie er wünschte, die Sorge für die Verlassene persönlich anvertrauen konnte, schrieb er alles nieder, um der Wahrheit die Ehre zu geben, und empfahl Alethen, die Schrift Theora, seiner Schwester, zu überbringen. Theora aber wollte des Mädchens Herz nicht noch mehr verwirren; sie schwieg, und befahl ihrem Lieblinge, der durch keine Bande des Blutes an sie gefesselt war, mir diesen Brief zu überbringen; es geschah und das Uebrige kannst du nun selbst errathen." —

Er entfernte sich schnell, und der Philosoph, in tiefe Gedanken versunken, merkte kaum seine Abwesenheit; es war ihm, als wehe Rosenduft durch die Luft, und er säße in einem Meere voll Lust und Wonne. Aus dieser Verzückung wurde er plötzlich nach einer längern Pause durch den Ruf: „Bruder, Bruder!" aufgeschreckt; er blickte auf, und um den Felsenstein wandelten, dort, wo ein Kreuz den Ruheort der gestorbenen Christen an-

zeigte, Melanius und die durch ihn von allem unterrichtete Alethea an seiner Seite! —

Mit einer Wonne, die man nur fühlen, nicht beschreiben kann, und mit einem Freudenrufe sanken die langgetrennten Geschwister einander in die Arme, und Thränen der Wonne, Thränen der Freude rannen über ihre Wangen; die Wüste selbst schien ihnen im Feuerscheine der Freude und Wonne zu glühen, und der alte Priester Melanius freute sich innig über das Glück seiner Kinder in Christo!

Endlich sprach sinnend der ehemalige Gottesläugner: „Ich stehe auf der Höhe des Lebens, allmählig habe ich sie erstiegen und blicke nun erstaunt in die Tiefe der Abgründe, die meinen Weg umgaben. Nicht Jahrzehnte, nein, Jahrtausende drängen sich in meiner Geschichte zusammen, und mein Geist schaut jetzt schon das Heil, das sich über alle Völker der Erde verbreiten wird. Jahrtausende des Lebens habe ich zurückgelegt also, und vor mir liegt noch die Ewigkeit, das Jenseits des unsterblichen Lebens! O Mutter, Mutter, warum weilest du nicht in unserer Mitte; doch wir werden dich wiedersehen, denn es gibt ja ein ewiges Leben, und unsere schönsten Stunden sind nur Andeutungen desselben. Was meine Seligkeit noch vermehrt, ist, daß ich meine Wonne mit einer Schwester, mit einer so unverhofft gefundenen Schwester theilen darf."

So unter gegenseitigen freudigen Gesprächen enteilte die Zeit; die Sonne war untergegangen, und mild strahlte der Mond auf die Wüste und auf die Glücklichen herab.

Mehrere Wochen brachte noch Alciphron in diesem seligen Leben zu; aber nicht immer währen die Tage des

Glückes, und bald, nur zu bald folgten die herben Tage der Prüfung.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Verfolgung.

Alciphron besuchte während dieser Zeit Melanius Wunsche gemäß öfters die benachbarte Stadt Antinoe, aber — so verwandelt war sein Herz durch das Christenthum — er hatte keinen Sinn mehr für die ihn umgebenden Scenen weltlicher Lust, und nach der Wüste, nach der seligen Einsamkeit seufzend, fühlte er, daß dort die Welt, daß hier die Wildniß sei. —

Selbst die Gedanken an das herrliche Athen erweckten nur Reue in seinem Herzen, und er hätte auch nicht eine Stunde, in der Wüste zugebracht, mit den Freuden die seiner dort harrten, vertauschen mögen. Er sah die Triumpfbogen, er wandelte unter den Portikus, welche die ganze Stadt mit ihren Marmorschatten umschließen, er stand im Circus der Sonne, an dessen rosenfarbenen Säulen die geheimnißvollen Bewegungen des Nils gemessen wurden, und ging kalt vorüber. —

Obwohl gleichgültig gegen das äußere Leben konnte er doch nicht umhin, sich in dasselbe zu mengen, um Näheres über die Verfolgung zu erfahren, die, wie er hörte, den Christen bevorstehen sollte.

Eines Morgens warf sich Alciphron ungeduldig, Gewißheit über sein und seiner Theuern Schicksal zu er-

halten, in sein Boot, und so schnell ihn die Ruder fortbringen konnten, eilte er nach der Stadt.

Er fand die Vorstädte einsam, als er sich aber dem Forum näherte, traf lautes Geschrei wie das der Barbaren in der Schlacht sein Ohr, und als er dort anlangte — großer Gott! welch Schauspiel stellte sich ihm dar! — das kaiserliche Edikt gegen die Christen war während der Nacht angekommen und die wilde Furie der Christenverfolgung bereits losgelassen.

Unter einem Baldachin in der Mitte des Forums befand sich das Tribunal des Statthalters. Zwei Statuen, eine des Apollo und die andere des Osiris, standen am Fuße der Marmorstufen, die zu seinem Richterstuhle führten. Vor den Götzenbildern befanden sich Altäre, zu welchen die Christen aus allen Stadtvierteln hingeschleppt wurden, um dort, wenn sie Weihrauch in die Flamme der Altäre streuten, wieder losgelassen, oder, wenn sie sich dessen weigerten, zu Tod und Marter abgeführt zu werden.

Es war eine entsetzliche Scene; die Verwirrung, das Jammern der Opfer, das wilde Jauchzen, welches die Menge hören ließ, wenn der auf den Altar gestreute Weihrauch einen Verächter an Christus verkündete, und der teuflische Triumpf, mit welchem die muthigen Bekenner, die ihrem Glauben treu blieben, hinweg zu den Flammen geführt wurden, nie hatte Alciphron so viel Entsetzliches beisammen erlebt.

Doch wie ein Blitz kam ihm der Gedanke, daß, während er gaffend hier stehe, vielleicht die Boten des Blutgerichts auf dem Wege nach dem Berge der Vögel sich befinden könnten, und schnell entfernte er sich und begab sich auf den Weg nach dem Nile.

Die Straßen waren sehr belebt, aber er rannte stürmisch durch die Menge und befand sich bald unter der Säulenhalle, die zum Flusse führte, sah bereits das Boot, welches ihn fortführen sollte, als sich ihm ein Centurio in den Weg stellte, und augenblicklich war Alciphron von Soldaten umringt und ergriffen. Vergebens bat er, umsonst versicherte er, er sei ein Fremder, ein Athener, die Eile seiner Flucht zeugte genugsam gegen ihn, und gewaltsam führten sie ihn weg nach dem Quartier ihres Hauptmanns.

Zwei Stunden, zwei qualvoll lange Stunden mußte er auf die Ankunft des Tribunen der Legion warten; sein Gehirn brannte unter Tausenden der fieberhaftesten Befürchtungen, die die Reden der Umstehenden erregten. Truppen, hieß es, wären überall nach den Christen der Umgegend gesandt, damit sich selbe vor den Göttern beugen sollten. Orcus, der hohe Priester von Memphis, sei der Hauptvollstrecker des kaiserlichen Gebots, er selbst sei in der Stadt anwesend, um die Vollziehung zu leiten und zu beschleunigen.

In diesem Zustande der Marter blieb er bis zur Ankunft des Tribunen. In Gedanken vertieft, hatte der Philosoph sein Eintreten nicht bemerkt, bis er eine Stimme im Tone freudiger Ueberraschung rufen hörte: „Alciphron!“ Er blickte auf und erkannte in dem Offiziere einen jungen, vornehmen Römer, der vor einem Jahre ein Kommando in Athen gehabt hatte und einer seiner ausgezeichnetsten Schüler gewesen war. Der Tribun begrüßte ihn mit aller Herzlichkeit, sobald aber der Philosoph den Befehl zu seiner Freilassung hatte ertheilen gehört, hielt es ihn nicht länger. Die Freundlichkeit des Tribuns durch einen Händedruck anerkennend flog

er wie ein Rasender hinweg durch die Straßen und befand sich in wenig Minuten am Flusse.

Sein Boot flog mit der Schnelligkeit des Windes dahin, und schon war er dem Felsen der Schlucht nahe, als er eine stark bemannte und von Waffen schimmernde Barke aus dem Kanal in den Strom lenken sah.

In wenig Augenblicken brachte sie der Strom zusammen und er sah mit Entsetzen auf dem Verdecke der Barke Alethen und den Eremiten von Soldaten umringt.

Das Ruder entsank seiner Hand, es fiel ins Wasser, und Alciphron schaute rathlos auf die Barke, während sie sich immer mehr näherte. In wenigen Minuten waren sie beisammen, und mit verzweifelter Anstrengung sprang Alciphron aus seinem Boote und auf das Fahrzeug, welches seine Lieben enthielt. Er wußte nicht was er that, Verzweiflung übermannte ihn, er ergriff das Schwert eines der Soldaten, während er schwankend auf dem Rande des Verdeckes stand, und hätte es fast seinen Händen entwunden, als die Stimme des alten Melanius ertönte: „Keine Gewalt, mein Sohn! Sind wir nicht überall in Gottes Hand, und lenkt nicht er die Schicksale der Menschen?“

Der Philosoph blickte auf den Sprechenden, da traf ihn der Lanzenstoß eines der Soldaten, und rückwärts stürzte er in den Strom. Er entsann sich nur noch, daß er wieder empor kam und einen Griff nach der Seite des Fahrzeuges that; dann verlor er in Folge seiner Wunde das Bewußtsein. Als er seine Besinnung wieder erhielt, fand er sich auf einem Lager ruhend in einem prächtigen Gemache, dessen ganze Ausstattung so

griechisch aussah, daß der Arme in seiner Heimath zu sein wähnte und alle Schrecken der Vergangenheit vergaß.

Er war im Hause seines Freundes und Schülers, des jungen Tribunen, der den Statthalter mit dem Namen und Stande des Gefangenen bekannt gemacht hatte, als er blutend und ohnmächtig nach Antinoe gebracht worden war. Von ihm erfuhr Alciphron nun, was sich in diesem schrecklichen Zwischenraume ereignet hatte.

Melanius war nicht mehr; Alethea befand sich noch im Kerker.

„Bringt mich zu ihr," rief der Philosoph, „bringt mich sogleich zu ihr, und laßt mich an ihrer Seite sterben, damit der letzte Sprosse des alten Römergeschlechtes eurer blutigen Grausamkeit falle." Doch die Natur erlag aufs Neue, und er sank wieder in Ohnmacht. Als er erwachte, fand er den Tribunen neben sich.

Das schreckliche Schauspiel, sagte dieser, wäre für diesen Tag vorüber, was aber der Morgen bringen könnte, werde nicht weniger fürchterlich sein. Sein Gemüth widerstrebte offenbar den unmenschlichen Obliegenheiten, zu denen er verpflichtet war. Gerührt von dem Leiden Alciphrons, versprach er ihm, daß er bei Anbruch der Nacht zu der Schwester in den Kerker gebracht werden sollte. Sie könnte noch gerettet werden, meinte er, wenn Alciphron sie zu überreden vermöge, sich den kaiserlichen Befehlen zu fügen und den Göttern zu opfern. Außerdem sei keine Hoffnung; der rachsüchtige Orcus hege, wie es scheine, unvertilgbaren Haß gegen die Jungfrau, er habe sich sogar dem kurzen Aufschube widersetzt und verlange morgen ihren Tod sicherlich! Dann schilderte der Tribun die schrecklichen Einzelnheiten des Tages. „Ich habe den Muth," sagte er, „in seinen

edelsten Aeußerungen auf dem Schlachtfelde kennen gelernt, aber die ruhige Unerschrockenheit, womit der bejahrte Eremit Qualen duldete, übertraf jeden Begriff, den ich von menschlicher Ausdauer und Kraft gehegt hatte." —

Nun beschrieb er das Benehmen der jungen Alethea, und vegoß Thränen des Mitleids dabei. Ueberwältigt von der Angst um des Bruders Sicherheit habe sie anfangs einige Schwäche gezeigt; kaum aber war sie vor das Tribunal gebracht, als ein fast übernatürlicher Geist ihre ganze Gestalt zu beleben schien. Sie erhob ruhig, aber mit Inbrunst ihre Augen gegen Himmel, während ein Erröthen das einzige Zeichen ihres Gefühles war, und die helle, süße, nicht bebende Stimme, womit sie ihr eigenes Loos aussprach in den Worten: „Ich bin eine Christin!" rief ein mitleidiges Gemurmel der Bewunderung unter der Menge hervor. Ihre Jugend, ihre Holdseligkeit rührte Aller Herzen und der Ruf: „Schonet das junge Mädchen!" erhob sich von allen Seiten.

Der hartherzige Orcus wollte aber nichts von Gnade wissen; mit tödtlichem Grolle verlangte er im Namen der Gottheit Isis, deren Priesterinn das Mädchen sei, ihren augenblicklichen Tod. Nur die Vermittelung des Statthalters, der das allgemeine Mitgefühl mit ihrem Schicksale theilte, vermochte Aufschub von einem Tage zu erlangen.

Mit offenem Widerstreben fügte sich der unmenschliche Priester in den Aufschub; er gab Befehl, um die Stirne des Mädchens einen jener Korallenkränze zu binden, mit denen junge Mädchen sich am Tage ihres Martyrerthums zu schmücken pflegen, und so furchtbar

geschmückt ward sie durch die mitleidig gaffende Menge zum Gefängniß geführt.

Diese schrecklichen Berichte wirkten fast bis zum Wahnsinne auf Alciphron; sobald es aber dunkel war, wurde er in einer Sänfte unter der Begleitung des Tribuns nach dem Gefängnisse gebracht. Man trug ihn in das Gemach seiner Schwester; selbst der alte Wächter des Gefängnisses schien von Mitleiden gegen die Gefangene bewegt, und ließ, weil er sie schlafend glaubte, die Sänfte leise neben sie hinstellen.

Sie saß aber halb aufrecht, das Gesicht mit den Händen bedeckt, auf einem Lager, zu dessen Füßen ein Götzenbild stand, und eine Naphthalampe ergoß über die häßlichen Züge desselben ihren grellen Schein. Auf einem Tische vor dem Bilde stand ein Rauchbecken mit einem kleinen Gefäße voll Räucherwerk, von dem ein Körnlein, freiwillig von dem Mädchen in die Flamme geworfen, noch jetzt ihr Leben retten konnte.

So seltsam, so fürchterlich war die ganze Scene, daß Alciphron fast an der Wirklichkeit derselben zweifelte. „Schwester, theuerste Schwester! rief er, „bist du es wirklich, die ich da vor mir sehe??"

Sie erhob jetzt langsam und mit Mühe ihr Haupt von dem Kissen. Eine Bläße des Todes lag auf ihren Zügen, und diese Augen, die, als sie der Philosoph zum letzten Male gesehen, fast zu hell, zu schön für diese Welt waren, waren jetzt trüb und eingesunken. Indem sie sich erhob, legte sie ihre Hand, wie vor Schmerz an die Stirne, deren Marmorweiße nun todtenähnlich reschien unter dem rothen Kranze, mit dem sie umwunden war.

Nachdem sie eine Minute schweigend umher geschaut, blieben ihre Augen endlich auf dem Angekommenen ru-

hen. Mit einem Schrei, halb vor Schrecken, halb vor Freude ausgestoßen, sprang sie vom Lager und sank an des Bruders Seite auf die Kniee. Sie hatte ihn todt geglaubt und traute jetzt selbst kaum ihren Sinnen. „Mein Bruder, lieber Bruder!“ rief sie! „O, wenn du kommst, mich aus dieser Welt zu rufen, sieh, ich bin bereit.“ Mit diesen Worten deutete sie auf ihren Kranz und ließ dann das Haupt sinken.

Doch bald überzeugte sie des Bruders Stimme, seine Zärtlichkeit von seinem Leben, und sie vergaß in der Freude, ihn wiederzusehen, ganz das ihr drohende, gräßliche Schicksal. —

Aber die Zeit, die unbarmherzige Zeit floh schnell; der Morgen dämmerte über den Prachtzimmern des Orcus und über dem einsamen Kerker, in dem zwei Geschwisterte für ein düsteres Schicksal aufbewahrt wurden. Alciphrons Phantasie sah sie schon unter den Händen der Peiniger; die Flammen, die Folter, die Räder, die sie quälen sollten, standen vor seinen Augen. Und er bat die Schwester, er bat sie auf den Knieen, bei allem, was ihm seine leidenschaftliche Besorgniß eingeben konnte, das drohende Schicksal abzuwenden, nur ein einziges Mal die leere Ceremonie zu erfüllen, die man von ihr forderte.

Aber die Schwester bebte vor ihm zurück und mit mehr schmerzlichen als vorwurfsvollen Blicken sprach sie: „Wie, auch du, du mein Bruder, von dem ich hoffte, thöricht hoffte, daß dasselbe Licht des Glaubens in seiner Seele eingezogen, wie in dem meinen? O Bruder, sei doch nicht mit denen im Bunde, die mich versuchen, mich von meinem Glauben abtrünnig machen wollen; laß mich sterben, sterben für die Wahrheit! — Gedenke

der heiligen Lehren, die wir aus dem Munde des guten Melanius vernommen, gedenke des ewigen Lebens, und sollte ich es um eine kurze Zeitlichkeit verscherzen?" —

Bei diesen Worten sank ihre Stimme; die Aufregung der Begeisterung und Andacht verschwand, und es kam eine Dunkelheit über ihre Züge, die Alciphron schaudern machte. Krampfhaft ergriff sie des Bruders Hand und ihn mit schrecklicher Angst anblickend, als wolle sie ein tröstendes Wort von seinen Lippen vernehmen, fuhr sie fort: „Glaube mir, alle Qualen, die sie mir bereiten, können mir nicht halb so furchtbar sein, als der Gedanke, daß du deiner göttlichen Religion könntest wieder abtrünnig werden!"

Hier versagte sich ihr die Stimme; ihr Haupt sank auf den Arm des Bruders, und dieser sah mit Entsetzen, daß sie sterbe. Ob er einen Schrei ausstieß, oder sonst eine Veranlassung da war, der Tribun stürzte in das Gemach, und auf das Mädchen blickend, sagte er mit Entsetzen im Gesichte: „Ach, es ist nur zu wahr!" —

Er sagte Alciphron mit leiser Stimme, er habe soeben vom Gefängnißwärter gehört, daß der Kranz, den man auf Befehl des Priesters Orcus um die Stirne der jungen Priesterin gewunden habe, eine Mischung tödtlicher Gifte, eine Erfindung des höllischen Orcus sei, um seine Rache zu sättigen und sein armes Opfer zu tödten. Des Bruders erste Bewegung war, den verhängnißvollen Kranz loszubinden, aber er wollte nicht weichen, er wollte nicht weichen! —

Von der Aeußerung seines Schmerzes erweckt sah Alethea noch ein Mal um sich, blickte noch ein Mal in das Gesicht des Bruders, aber unfähig zu sprechen, nahm sie von ihrem Halse jenes Kreuzchen aus dem Sarge

Theoras, hielt sie es eifrig dem Bruder hin, und nachdem sie mit brechenden Augen gesehen hatte, daß er es mit Eifer und Andacht küßte, heiterte sich ihre Stirne auf und sie drückte die Hand des Bruders zärtlich an ihre Brust.

Der Todeskampf schien vorüber zu gehen; plötzlich kam himmlisches Licht über ihre reinen Züge, und nach wenigen Minuten verschied sie in ihres Bruders Armen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Viele Jahre später.

In der ägyptischen Stadt Alexandria befand sich in einem der angesehensten Stadtviertel ein schönes Haus, dessen Besitzer, ein Bildhauer, allgemein geachtet und geliebt war. Es war Abend; auf dem Balkone des Hauses, wie es in Aegypten Sitte ist, saß in der Abenddämmerung der Familienvater, um ihn seine Familie, und erzählte seinen erwachsenen Söhnen Ereignisse aus seinem Leben.

Heute mochte er schon lange erzählt haben, und was er erzählte, schienen die Begebenheiten einer Seereise zu sein. Doch er möge mit seinen eigenen Worten fortfahren. —

„Eines Tages gewahrten wir bei stürmischem Wetter in der Entfernung ein Schiff, das, ohne die Segel aufgespannt zu haben, von den Wogen ungestüm hin und her geworfen wurde; wir glaubten, das Fahrzeug

könnte durch den Sturm gelitten haben und in Noth sein, und beschlossen daher, näher zu fahren und zu sehen, ob und wie den Verunglückten zu helfen sei.

„Es wurde ein Boot ausgesetzt, und wir fuhren hin. Nicht ohne Gefahr erreichten wir das hin und her schwankende Schiff, und trotz dem fürchterlichen Verwesungsgeruch, der uns entgegen drang, trotz dem, daß wir keinen Menschen auf dem verödeten Verdecke gewahr werden konnten, bestiegen wir das Schiff.

— „Eine Menge Raubvögel erhob sich träge wie vor Uebersättigung bei unserer Annäherung, und o Himmel! welch ein grauser Anblick bot sich unsern Blicken dar! — An den Mast war ein riesenlanger Mann gebunden, und seine verzweiflungsvolle Lage und die verrenkten Arme zeigten deutlich, daß er in dieser Stellung verschmachtet war.

„Auf dem Boden erblickten wir beinahe ein Dutzend Männer, die von den Vögeln arg zerrissen waren, alle auf den Rücken hingestreckt und mit den Händen auf den Schiffsboden festgenagelt. Die Augen derselben zeigten, daß sie lebendig diesem grausamen Schicksale verfallen waren. Eine Strecke weiter, wo die Fallthüre in den untern Theil des Schiffes führte, lag der Leichnam eines Mannes, dessen eigenthümliche Bewaffnung und langes gelbbraunes Haar ihn als einen Bewohner des kalten Nordens kund gab; er schien in verzweifeltem Kampfe gefallen zu sein, denn sein ganzer Leib war voll Wunden, und in seinem Rücken steckte, in die Wunde festgerostet, ein langer Dolch.

„Auf der Erhöhung des Schiffes, wo das Steuerruder angebracht war, befand sich eine auf Pergament geschriebene Inschrift mit den Worten: „So bestrafte

Magnentius, der prätorianische Präfekt, den verwegenen Seeräuberführer Salonius und seine Gefährten.“ —

„Wir hatten nun genug gesehen, sprangen in unser Boot zurück und waren froh, aus dem Bereiche des furchtbaren Schauspiels zu kommen.

„Bald erreichte ich meine Heimath; ich erhielt in Memphis große und bedeutende Arbeiten und würde mir sicher noch größern Ruhm, noch größere Ehre erworben haben, wenn ich nicht den Glauben an die Götzen verlassen und zum Christenglauben übergetreten wäre.

„Wer einmal diesen beseligenden Glauben kennen gelernt, der verlangt sicherlich nie wieder nach Reichthum, nach Ehren oder Ruhm der Welt; im Herzen glücklich sein ist weit größeres, köstlicheres Gut, als das feile Lob und der Beifall der Menge.

„In jener längst verflossenen Zeit begegnete mir es auch, daß ich mit einem Philosophen bekannt wurde, der um seiner Gelehrsamkeit, aber auch um der Verachtung willen, die er gegen jeden Glauben hegte, allgemein bekannt war. Ich sprach einmal mit ihm; seine eigenthümlichen Ansichten, seine Sucht nach Unsterblichkeit bewogen mich, zu glauben, er könne wohl ein Christ werden, denn des Christen Glück ist ja nicht von dieser zeitlichen Welt; wir streben ja nach einem höhern Glücke, nach ewigem Leben, nach Unsterblichkeit. Ich erhielt von dem Priester, der unserer Gesellschaft vorstand, die Erlaubniß, ihn vorführen zu dürfen, doch der Philosoph war plötzlich aus Memphis verschwunden und erst vor wenigen Tagen erhielt ich durch unsern ehrwürdigen Bischof Nachricht über den lang Verschollenen.

„Alciphron, sagte er mir, der Philosoph, der Vorsteher und das Oberhaupt der Epikuäer, wurde durch den

Eremiten und Märtyrer Melanius zum Christenthume bekehrt, und mit ihm seine Schwester, die er auf wunderbare Weise und Führung Gottes gefunden hatte. Nach dem Tode seiner Schwester zog er sich in die Wüste zurück und führte ein der Andacht und Buße geweihtes gottseliges Leben.

„Unter der Regierung des Kaisers Diokletian gab er allen Christen ein erhabenes Beispiel durch seine Leiden für den christlichen Glauben, den er mit glühendem Eifer und mit großer Beredsamkeit überall auszubreiten gesucht hatte. Noch im vorgerückten Alter wurde er wegen seiner Weigerung, ein kaiserliches Edikt zu erfüllen, zu harter Arbeit verurtheilt und starb endlich in den Kupferminen von Palästina im Jahre des Herrn 297.

„Ruhe und Friede dem Edlen! Er hat ja beide gefunden, er hat nun auch erhalten, nach welchem er sein ganzes Leben hindurch von der blühenden Jugend bis ins Greisenalter so eifrig strebte, das ewige Leben.

„O möchte er der Letzte sein, der dahin schmachtete unter dem Gesetze und der Geißel der das Christenthum verfolgenden römischen Kaiser.

„O, ich hoffe es, das Christenthum wird immer mehr den Sieg gewinnen über die Heidengötter, immer mehr den Sieg in dem jahrelangen Kampfe, den es so blutig in den grausamsten Peinen und Martern gekämpft hat. Die Zahl der Christen vermehrt sich täglich auf die wunderbarste Weise, und es gibt kaum eine Gegend der Welt, wo es nicht Bekenner zählte. Ueberall hin, wohin die römischen Legionen ihren Führern folgten, folgte das Christenthum leise nach; die Banner Roms werden sinken, das Kreuzeszeichen aber wird leuchten, so lange die Welt steht. Die heidnischen Tempel verfallen allmählich, sie werden verlassen, auf ihren Altären wird nicht mehr geopfert, aber die Tempel des wahren Gottes werden sich immer mehr füllen von andächtigen Gläubigen. Und ich sehe hell in die Zukunft, ich sehe dort, wo jetzt der Hauptherd der Christenverfolgung ist, in Rom selbst, wo jetzt das Oberhaupt unserer Kirche wohnt, das Kreuzeszeichen über das stolze Kapitol erhöht.

„Himmel und Erde werden vergehen, aber Gottes Wort wird nicht vergehen, es wird bestehen, wie schon längst, so durch alle Zeiten fort, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mittermaier, Ludwig,

Der Sohn der Griechin eine Erzählung für christliche Jugend und christliches Volk ; mit einem Stahlstich

Augsburg 1847

Paed.pr. 48-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758883-6